



Goethes Geschichtsphilosophie

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen philosophischen Fakultät
der Universität Leipzig vorgelegt
von

E. Menke-Glückert



Leipzig 1907
R. Voigtländer's Verlag

Angenommen von der philosophisch-historischen Sektion auf Grund der Gutachten der Herren Prof. Lamprecht und Köster. Leipzig, den 1. August 1906
Der Procancellar: Marx

Diese Dissertation gliedert sich ein in eine größere Arbeit, die unter dem Titel: «Goethe als Geschichtsphilosoph und die geschichtsphilosophische Bewegung seiner Zeit» demnächst erscheinen wird, und zwar als erstes Heft der «Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte», herausgegeben von K. Lamprecht. Ein erster Teil behandelt: «Werden und Anschauungen bis 1775». Als zweiter Teil folgt die Dissertation, an die sich noch ein Kapitel: «Einzelmensch und Umwelt» und ein dritter Teil: «Der alte Goethe» anschließen wird.



Goethes Geschichtsphilosophie.

Das Werden der Goetheschen Naturanschauung.

Ende September 1775 schreibt Goethe an Lavater[1]: »Mir wird je länger je mehr das Treiben der Welt und der Herzen unbegreiflich. Einzelne Züge, die sich überall gleichen und doch nie dran zu denken, daß der größte menschliche Kopf ein Ganzes der Menschenwirtschaft übersehen werde.«

Wirklich? Je länger je mehr mußte Goethe, wollte er sich nicht in der Mannigfaltigkeit der Individualitäten verlieren, daran denken, irgendwie sich ein Prinzip anzueignen, nach dem er die bunte Welt um sich ordnen und in Gruppen zerlegen könne. Der Prozeß der Individualisierung der Welt verlangte zur Ergänzung mindestens einen anderen der ordnenden Übersicht. Doch darüber hinaus drängte er zur Frage: ob in dem scheinbar Vielen nicht Einheit sei, ein Hinarbeiten auf irgendein Ziel. Das hieß zugleich wieder fragen: Woher sollte man das Einteilungs-, das Beurteilungsprinzip nehmen: aus äußeren zufälligen Eigenschaften oder aus inneren Wesenheiten, unzertrennlich verbunden mit der Natur des Menschen?

Zunächst fand dies Bedürfnis keine Befriedigung. Im Gegenteil. Der Weimarer Hof, die neuen Verhältnisse, in die der Dichter eintrat, die neuen Menschen, unter denen er sich

[1] W. A. IV, 2; 297.

die nächsten Jahre bewegte, waren einem solchen Versuch ungünstig genug. Und um die Verwirrung zu steigern, kam zu der zerstreuenden Mannigfaltigkeit der Menschen, die der Dichter je übersehen zu können verzweifelte, eine neue gestaltenreiche Welt: die Welt der Natur.

Ein Stadtkind war Goethe in Frankfurt gewesen, vereinzelt doch waren die Ausflüge in die freie Natur, und mehr mit der Begeisterung eines Reisenden, den alles neu und reizend anmutet, war sie geschildert und erlebt worden. Jetzt war Goethe mehr draußen im Freien als im Zimmer. Wochenlang ist er unterwegs in den Bergen, immer vertrauter wird er mit der Natur von Tag zu Tag. Dazu wird er selbst Haus- und Gartenbesitzer. Mit dem ganzen Glück des Eigenbesitzers pflanzt er Blumen, setzt er Bäume.

Diese neue Welt ergriff ihn nun mit magischer Gewalt. Zunächst dichterisch. Er liegt am Bergeshang. Der Frühling regt sich überall knospend lebendig an Baum und Strauch. Weiße Wolken ziehen dahin über sein Haupt. Von fern ruft die Nachtigall. Da wird im Herzen wach mit aller Gewalt der Sehnsucht ein Frühlingsverlangen, ein Frühlingsheimweh. Wohin es drängt, er weiß es nicht. Ein Schrei ist's hin zum alliebenden Vater, verborgen hinter all dem Leben und Weben des Frühlings.

Doch mit solcher Begeisterung allein ist's nicht getan. Nicht nur Leben sieht er in der Natur, auch Zerstörung, Vernichtung. Tausend Keime nutzlos verstreut. Leben, das verlischt. Ein rätselhaftes Kommen und Gehen. Wer klärt ihn auf über dies Getriebe um ihn? Wer ist diese Macht, deren Leben wirksam ist in Millionen von Geschöpfen? Welches sind ihre Gesetze? Unzusammenhängend, sprunghaft, voll Wiederholungen ist die Antwort.

Die Natur ist's[1]. Sie hält uns in ihrem Bann. Vor uns und für uns spielt sich ein großartiges Schauspiel ab: Ein ewiges Leben, Werden und Bewegen. Immer Neues entsteht,

---

[1] Die Natur. Fragment. W. A. II, 11; 5—9.

ür uns unerklärbar. Eine Fülle von Individualitäten, und doch sind sie nicht der Zweck. Über sie hinaus gibt es eine große Einheit. Ihr dienen sie. Unerschöpflich ist sie in ihrer Produktion. Mit dem geringsten Aufwand von Kräften schafft sie all ihre Mannigfaltigkeit. Dabei hat sie ihre Lieblinge, die sie freigebig ausstattet mit allen Gaben in verschwenderischer Fülle. Einen Fortschritt kennt sie nicht, nur Bewegung. Sie verändert sich fortwährend, aber sie ist immer die gleiche. Aus sich selbst handelt sie gesetzmäßig. Keiner entzieht sich ungestraft diesen Gesetzen. Das Schönste und Größte in ihr ist die Liebe. Ein Trank aus ihrem Becher versüßt alle Mühsal des Lebens. Vergangenheit und Zukunft fließt für sie in eins. Ewig herrscht die Gegenwart. Am besten ist es, man gibt sich der immerdar Einen, verborgen hinter tausend Verkleidungen, vertrauensvoll hin. Wie sie in das Leben stellte, führt sie aus dem Leben heraus.

Welche Rolle spielt aber der Mensch bei diesem großartigen Naturprozeß?

Nach ewigen ehrnen,
Grofsen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur über die allgemeinen Naturgesetze sagt Goethe etwas aus und über das, was den Menschen auszeichnet vor der unfühlenden Natur. Zu unterscheiden, zu wählen, zu richten vermag der Mensch, dem Augenblick verleiht er Ewigkeit. Er ist als Richter tätig, als milder Arzt, als ordnender Philosoph. Willig verehrt er die Unsterblichen, gestaltet nach seinem Bild. Denn vermessen ist es, den Göttern sich gleich zu stellen in frechem Trotz. Ewig unwandelbar fließt jenen das Leben.

Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Irgendwelche Geschichtsbetrachtung kann sich aus dieser Naturvergottung nie ergeben. Gegenüber der großen alllebendigen Natur verschwindet der Mensch. Wer kennt nicht

das Gefühl elender Ohnmacht, das uns überfällt, stehen wir verloren in der einsamen Nacht, und über uns ziehn die leuchtenden Gestirne ihre Bahnen? Um Geschichte zu schreiben, Menschengeschichte, bedarf man des Glaubens an die Größe des Menschen. Die gewaltigen Naturfaktoren, die mit dem Menschen und seinen Gebilden wie mit Spielzeug verfahren, müssen zurücktreten, und es muß erst klarer werden: Nicht nur Diener ist der Mensch, sondern, wenn auch oft nach viel fachem Irren, Herr der Natur. Ihren Gesetzen, die sie unfühlbar und unbewußt vollzieht, kommt der Mensch durch treue Beobachtung auf die Spur. Er kann sie nicht ändern. Aber sobald er sie erkannt hat, vermag er die Natur zu zwingen, ihnen zu folgen wie ein gehorsames Kind dem Wort des Lehrers.

Zur Erkenntnis dieser Gesetze drängt es nun Goethe in dem Jahrzehnt von 1780 bis 1790 hin. Noch staunend und ratlos steht er vor der Fülle des Lebens im Beginn der achtziger Jahre. Die quälende Unruhe nach einem Gesetz der Einheit verläßt ihn nicht bei all seinen Unternehmungen. Diese Unruhe treibt ihn vornehmlich mit nach Italien. Dort läßt ihm der Gedanke nirgends Ruhe. Und endlich atmet er freudig erlöst auf. Er hat den Schlüssel zum geheimen Schaffen der Natur: Metamorphose heißt er. Und zuerst wendet er sein Prinzip fruchtbar an in der Botanik bei der Betrachtung pflanzlichen Lebens.

Dieser Gedanke der Metamorphose ist für Goethe und seine ganze spätere Entwicklung so wichtig, daß wir ausführlich davon reden müssen. Ohne Kenntnis der ihr zugrunde liegenden Ideen ist manches spätere Goethesche Werk kaum zu verstehen, und woran uns vor allem liegt: von der Naturbetrachtung aus fand Goethe den Weg zu einer umfassenden geschichtlichen Methode.

Früher als die Beschäftigung mit der Botanik liegt für Goethe die Beschäftigung mit der Zoologie. Die Mitarbeiterschaft an Lavaters Physiognomischen Fragmenten veranlaßte ihn zu beachtenden Bemerkungen über Tierschädel und die

Art ihres Baues. Zur Beschäftigung mit der menschlichen Gestalt und den bei ihr obwaltenden Gesetzlichkeiten führte die Physiognomik ohne weiteres hin. Goethe trieb eifrig diese Studien weiter. Die Verbindung mit Merck war anregend nach dieser Richtung hin, und die Jenaer Universität bot dem Weimarer Staatsminister leichte Gelegenheit zur Vermehrung und wissenschaftlichen Begründung seiner anatomischen Kenntnisse. Aus diesen Arbeiten heraus erwuchs die Entdeckung des Zwischenkieferknochens [1]. Der Mensch hatte ihn so gut wie die Tiere. Er bildete im Skelettbau keine Ausnahme.

Doch nicht von der Zoologie her ergab sich Goethe das Prinzip der Metamorphose, es erwuchs ihm aus anhaltenden Studien an Pflanzen. Wie finde ich mich in dem tausendfältigen Gewirr von Pflanzen zurecht? Woran erkenne ich denn überhaupt, etwas sei eine Pflanze? Es muß doch in allen Pflanzen ein Gemeinsames, Typisches geben, das ihnen nur als Pflanze eigen ist. Das waren die Ausgangspunkte für das Goethesche Denken. Besonders gefördert ward er durch den Widerspruch zu Linné, in den er sich gesetzt fand. Linné hatte wie Goethe das Bedürfnis nach Vereinheitlichung der Vielheit in der bunten Pflanzenwelt empfunden, aber dies Bedürfnis war ein solches klassifikatorischer Art. Er wollte nur Übersicht. Eine Erklärung hatte er nicht vor. Als bequemes Einteilungsprinzip benutzte er die Zahl der Staubgefäße und Stempel und ihr Verhältnis gegeneinander. Dadurch erhielt er eine gewisse Ordnung. Sie war willkürlich, die verschiedensten Pflanzen standen zusammen, nur geeint durch das äußerliche Merkmal der Gleichzahl der Staubgefäße. Sie war unbefriedigend für einen philosophischen Geist, der einen Grund wissen wollte für die Vielgestaltigkeit der Formen, ein Prinzip der Veränderung. Die Gattungen waren gegeben, sie waren unverrückbar und fest. Kennt der Forscher sie genau dann ist es genug, mehr ist nicht seine Aufgabe.

---

[1] 1784. S. Brief an J. G. Herder u. Charl. v. Stein. W. A. IV, 6; 258. — W. A. II, 8; 91.

Diese Art des Sichbescheidens erinnert im geschichtlichen Gebiet an die Arbeiten eines Pütter, Häberlin, Moser. Sie haben ein ungeheures Gebiet vor sich. Willkürlich, nach äußerlichen Merkmalen, wird es periodisiert. Eine innere Verbindung sucht man nicht auf. Ja, gegen sie sträubt man sich mit aller Gewalt.

Was sollte Goethe mit einer derartigen Pflanzenbetrachtung? Sein Interesse fing da an, wo der Systematiker Linné sich zufriedengab. Was bildete denn das Gemeinsame, das Einende bei aller Verschiedenheit der Formen? Gab es etwa ein solches Einendes nicht?

Doch, es war vorhanden; es bestand ein geheimes Gesetz als Regel für das farbige Blumengewühl. »Metamorphose«, es ist das Zauberwort, das alles erklärt, die Lösung für das verwirrende Rätsel. Über die einzelnen Pflanzenindividuen hinaus existiert ein Pflanzenindividuum von höherer Realität: die Urpflanze, der Typus der Pflanze. Diese Urpflanze schließt alle pflanzlichen Gebilde der Natur in sich. Ja, mit ihrer Hilfe ist man imstande, die Natur zu überbieten, ihr als Schöpfer sich gegenüberzustellen. Willkürlich vermag man Pflanzen zu erfinden[1]. Charakteristisch für diese Urpflanze ist der Begriff einer stetigen Entwicklung. Die Entwicklung verläuft in einer Linie, von einer Konzentration geht sie aus, zu einer Konzentration kehrt sie zurück. Das Werkzeug der Entwicklung ist das Blatt. Vorwärts und rückwärts gesehen, immer nur verwandelt sich das Blatt. Das Samenkorn umschließt zunächst alle Kraft, den gesamten Bildungsvorrat[2]. In den Samenblättern erfolgt die erste Ausbreitung. Ihre Gestalt ist einfach, es zeigt sich noch nichts Charakteristisches, Spezifisches. Das wird erst der Fall bei den folgenden Trieben. Jeder erneut wieder das erste Gebilde. Aber diese Wiederholung bringt nicht das Gleiche zuwege. Was sich im unteren Blatt andeutete, zeigt sich im oberen in vollendeterer Gestalt. Was vorher verwachsen war,

---

[1] Brief an Charl. v. Stein. Rom, d. 8. Juni 1787. W. A. IV, 8; 232.

[2] Gedicht: Die Metamorphose der Pflanzen. W. A. I, 1; 290 u. M. d. Pfl. W. A. II, 6; 23—94.

trennt sich. Das Blatt erreicht die in ihm vollendete Bildungsmöglichkeit. Die Natur hat einen Zweck erfüllt. Sie hält inne. Denn noch hat sie weit Vollkommeneres vor. Es verengen sich die Gefäße. Konzentrierter fließen die Säfte. Eine zweite Zusammenziehung findet statt. Die Gestalt wird zarter, blattlos der Stengel. Er trägt den vielfarbigen Kelch, die zweite Ausdehnung. Zum drittenmal erfolgt ein Zusammenschluß. Die bunten Blätter des Kelches werden zu Staubblatt und Stempel. Befruchtend neigen sie sich zueinander. Der Sproß ihrer Liebe ist die Frucht, sie die dritte und letzte Ausdehnung, die Rückkehr zur ersten Konzentration. Mit dieser Dreiheit von Ausdehnung und Zusammenschluß ist der Ring geschlossen, das Spiel beginnt von neuem. Es ergibt sich eine unendliche Reihe nach der Vergangenheit und Zukunft hin.

Das Ganze bezeichnet also eine Organisationssteigerung bis zu einem höchsten Punkt hin in ununterbrochenem Werden, ohne Sprung und ohne Lücke. Ruhig und gleichmäßig steigt der Strahl empor, einen Augenblick nur weilt er oben, dann sinkt er zurück: das Spiel mag von neuem beginnen.

Diesen Gedanken der Metamorphose oder besser der Organisationssteigerung wendet Goethe nun auf die verschiedensten Gebiete an, das Naturbild, das sich ihm darbietet, ist wunderbar genug.

Den Übergang von den Pflanzen zu den Tieren bilden die Insekten[1]. Hier ist die Metamorphose ohne weiteres deutlich. Das letzte Glied der Verwandlungskette ist der vollkommene, prächtige Schmetterling. Wie bei den Pflanzen findet sich eine sukzessive Verwandlung identischer Teile. Aber doch zeigen sich auch schon Unterschiede. Das Ganze, das die Pflanze zu bilden scheint, ist ein trügerisches Bild. Ihre Teile sind freilich nicht so gleichgültig gegeneinander wie die eines

---

[1] W. A. II, 8; 61—89. Vorträge über die drei ersten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie. — Besonders zu beachten ist: III. Über die Gesetze der Organisation überhaupt, insofern wir sie bei der Konstruktion des Typus vor Augen haben sollen (S. 78).

Mineralkörpers. Ihn kann man auf die verschiedensten Weisen zerstören und zusammensetzen. Aber die einzelnen Pflanzenteile sind doch noch Besonderheiten für sich. Einen Zweig kann man abreißen und in die Erde stecken, er wird Wurzel schlagen und ein besonderes Pflanzenindividuum werden. Das ist bei dem Wurm schon anders. Hier stehen die Teile nicht unabhängig voneinander da. Die Gliederteile ordnen sich in eine bestimmte Reihe, und sie gehorchen einem höheren Willen. Je bestimmter nun ein Glied ausgebildet ist, je weniger es vom Ganzen getrennt werden kann, ohne den Bau des Ganzen zu gefährden, je mehr es einer bestimmten Lebensverrichtung dient, in der es durch kein anderes Glied ersetzt werden kann, um so höher ist die Vollkommenheit des Tieres. Es entsteht eine Stufenfolge zum Menschen hin. Fischen, Amphibien, Vögeln, Säugetieren und an der Spitze von ihnen dem Menschen liegt allen das gleiche Urbild zugrunde: das Urtier. Aber worin besteht hier die Metamorphose? Welches bei allen identischen Mittels bedient sie sich hier? Bei Tieren und Menschen ist der identische Teil das Knochengerüst. Bei allen kehren die gleichen Knochen wieder, freilich oft bis zur Unkenntlichkeit modifiziert und verändert. Es ist der Triumph der Natur, identische Teile dergestalt verändern zu können, daß sie nach Gestalt und Bestimmung völlig andere zu sein scheinen. Aber es sind stets wieder die gleichen Teile. Bei diesen Teilen ist nur die Metamorphose eine andere wie bei den Pflanzen. Hier verlief die Metamorphose in aufeinanderfolgenden Entwicklungsakten des allen identischen Organs. Bei den Tieren sind die identischen Teile von Anfang an gegeben, die Metamorphose ist eine simultane. Wie nun eine Aufwärtsbewegung innerhalb der Gattungen des Tierreichs zum Menschen hin erfolgte in der immer größer werdenden Subordination der Teile unter ein bestimmendes Zentrum, so zeigt sich eine Organisationsverfeinerung innerhalb des Baues bei Tieren und Menschen noch in anderer Weise. Der Kulminationspunkt des Organismus liegt im Haupt[1]. Es gleicht

[1] W. A. II, 13. Nachträge zu Band 6—12 S. 18—20. Paralipom. 20, 21, 22, 23.

der Blüte bei der Pflanze. Auf das Haupt strebt alles zu. Die Schädelknochen sind nichts anderes als modifizierte Wirbel, und es ist eine Steigerung zu bemerken vom letzten Wirbel an. Der Atlas, der oberste der Halswirbel, ist der Kelch vor der Blüte. Auf ihm ruht das Haupt. Im os ethmoideum erreicht das ganze seine Blüte. Bisher war der Körper massig. Jetzt ist er umgestaltet, durchbohrt und jedem Leben geöffnet. Die Wirbelgehirnknochen werden so in letzter Steigerung zu Sinneswerkzeugen. Der Vergleich mit der Pflanze ergibt sich überall, und er wäre auch leicht für den Inhalt der Wirbel, das Rückenmark, zu führen. Wie bei der Pflanze werden nach oben zu die Säfte immer feiner, das Gehirn ist das letzte Erzeugnis einer Reihe von Verfeinerungsprozessen.

Bei der Betrachtung des tierischen Körpers ergab sich Goethe noch ein anderes Prinzip von der größten Wichtigkeit. Will man es benennen, so wäre wohl die passendste Bezeichnung dafür: das Gesetz der eingeschränkten Bildungskraft der Natur[1]. Goethe kam darauf durch die Frage: Was ist schuld an der unendlich verschiedenen Ausgestaltung des Tiertyps im einzelnen? Als Antwort fand sich: die Umstände sind es, in die sich das Tier versetzt sieht. Will man die Verschiedenheit des Typus begreifen, so ist die genaueste Aufmerksamkeit auf diese bestimmenden Umstände nötig. Dabei herrscht aber nun ein überraschendes Gesetz. Die Natur kann nicht beliebig schalten und walten mit ihren Kräften. Sie unterstehen einem festen Prinzip. Die Natur hat nur eine bestimmte Bildungssumme, über sie hinauszugehen vermag sie nicht. Sie mag einem Teil ein Übergewicht zugestehen, gut, sie erkauft es mit einem Mangel an anderer Stelle. Ein Streit entsteht zwischen einem Prinzip, das hindrängt auf willkürliche Gestaltung und einem anderen weiser Beschränkung. »Legst du einem Teil etwas

[1] W. A. II, 8; 5—58. Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie. — Wichtig IV: Anwendung der allgemeinen Darstellung des Typus auf das Besondere. S. namentlich S. 16. — Heranzuziehen ist noch das Gedicht: Metamorphose der Tiere. W. A. I, 3; 89.

zu, dann beraubst du einen anderen an Kraft«, würde dies großartig einfache Gesetz lauten. Die Schlange hat einen übermäßig langen Körper. Sie erkauft ihn mit dem Mangel an sonstigen Hilfsorganen. Der Löwe besitzt Zähne in vorzüglicher Ausbildung. Ihm fehlen dafür etwa Hörner zum Stoßen. Es sei wo es wolle in der Natur: überall ist der gleiche Streit zwischen Macht und Schranken, zwischen Willkür und Gesetz, zwischen Freiheit und Maß. Überall herrscht das gleiche Prinzip weise beschränkter Bildungskraft und Bildungsmöglichkeit.

Schauen wir nochmals auf das gewonnene Naturbild und die in ihm gestaltenden Gesetze! Da gibt es Leben der mannigfaltigsten Fülle. Aber die tausend Individualitäten verwirren nicht mehr. Hinter allen steht eine große geistige Einheit. Mit dem Verstand ist sie nicht zu fassen. Sie wird nur erblickt mit den Augen des Geistes. Der intuitive Verstand erschaut hinter den einzelnen Pflanzen, hinter den verschiedenen Tieren und Menschen das gemeinsame Urbild. Und das Wesen des Urbildes besteht in einem fortlaufenden Kreis von Bildungen zu einem bestimmten höchsten Punkte hin. Pflanze und Tier unterscheiden sich wieder in einem bewußteren Zwecken dienenden Verhältnis der Teile, und Mensch und Tier wieder durch eine Steigerung des Tierischen zu höheren Zwecken, durch eine Verfeinerung des Gehirns. Ein großer Kreis umschließt alles Lebendige: die Natur. In ihr verlaufen unzählige konzentrische Kreise bis zum Menschen hin. Der folgende schließt die vorangegangenen in sich. Ein Übergang findet nicht statt. Sie laufen nebeneinander her. Immer wieder steigt in jedem das Leben bis zu einem gewissen höchsten Punkte; alles drängt in feinerer Ausgestaltung auf ihn hin, dann kehrt es zum Ausgangspunkt zurück, und es wiederholt sich die gleiche Entwicklung. Die Entwicklung selbst ist geregelt durch ein weises Gesetz innerlich gebundener Bildungskraft. Die Modifikationen, in denen die einzelnen Arten vom Urbild abweichen, die offenbar werden in der Ausgestaltung besonderer Teile, kommen nur zustande durch Preisgeben von Bildungsmöglichkeiten an anderen Stellen.

In den nächsten Jahrzehnten befestigt und vertieft sich die Goethesche Anschauungsweise. Durch den Verkehr mit Schiller wird Goethe bekannt mit der gewaltigen philosophischen Bewegung in Deutschland, die sich an den Namen Kant knüpft. Er versucht seine Lehre mehr philosophisch zu fundieren. Ist ihm früher seine Urpflanze unmittelbare Anschauung und Erfahrung, so bezeichnet er sie jetzt wohl als Idee, als Typus. Irgendwie geändert hat er aber seine Anschauung nicht mehr. Er hält an ihr fest bis an sein Ende. Sein Streben ist, nur immer mehr Gebiete seinem Gedankengang unterzuordnen. Als erstes Gebiet stößt ihm die Farbenlehre auf. An der Farbenlehre hauptsächlich hat sich Goethe, soweit es solch einem anschaulichen Geiste möglich ist, zu begrifflicher Klarheit herangebildet. Hier, an den ursprünglich gegebenen Gegensätzen von Licht und Finsternis, entwickelte sich ihm das Prinzip der Polarität, das in nuce schon die Metamorphose der Pflanze, das Gesetz der gebundenen Bildungskraft der Natur, enthielt. Hier auch kam er auf die Vorstellung eines Kreisverlaufes, eine Vorstellung von zentraler Bedeutung für das Goethesche Denken.

Diese Anschauungen, von der Naturbetrachtung aus gewonnen, üben den größten Einfluß aus auf Goethes künstlerische, dichterische und geschichtliche Welt. Bei der Kunst zeigt sich die Wirkung am unmittelbarsten. Nicht aus irgendwelchen literarischen Anwandlungen läßt sich die sehnsüchtige Liebe Goethes zur Antike erkennen und erklären. Diese Hinneigung vollzog sich streng notwendig. Die Natur war das Vorbild des Menschen. Sein Höchstes war, bewußt auszuführen, was sie unbewußt vollzog. Am besten geschah das bei den Griechen. Sie suchten nach Einheit in der Vielheit bei ihren künstlerischen Gestaltungen. Das Typische war ihr Bestreben. Ihnen darin nachzueifern sei das dringende Verlangen jedes Künstlers. Nicht die Besonderheit ist wichtig. Sie verwirrt den forschenden Sinn. Das wahrhaft Schöne liegt in dem alle Spezialfälle Einenden und Verbindenden. Den Typus darzustellen sei auch Aufgabe des Dichters. Alle Goethe-

schen Erzeugnisse der folgenden Jahre tragen in immer größerer Steigerung bewußt diesen Charakter.

Was für eine Geschichtsbetrachtung resultiert nun aber aus dieser veränderten Art der Weltansicht?

Ausgang von der Familie her, treueste Beobachtung der wirklichen Verhältnisse, so lautete das Programm des jungen Goethe. Konnte er es beibehalten, oder waren Modifikationen nötig? Nicht mehr das Individuelle lag ihm ja mehr am Herzen. Das allen Gemeinsame, das Typische aufzuspüren, war jetzt sein Ziel. In der Geschichte lag eine Reihe isolierter Fakta vor. Völker tauchten vor den Blicken auf und verloren sich wieder. Was war das Einende, das Typische hinter all diesen Vorgängen? Gab es ein Ziel der Menschheit? Verliefen die geschichtlichen Prozesse gesetzmäßig? Oder waren sie ein willkürliches, ungeregeltes Spiel? Zum Glück bietet sich für die Antwort reiches geschichtliches Material: die Anmerkungen zu Benvenuto Cellini, die Biographie Winckelmanns, die Geschichte der Farbenlehre, Kapitel aus Wahrheit und Dichtung, die Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des west-östlichen Divans und manche seiner Sprüche in Prosa. Besonders die Geschichte der Farbenlehre enthält geschichtsphilosophische Exkurse von einer nicht auszumessenden und zu erschöpfenden Tiefe.

Die geschichtsphilosophischen Versuche des Jahrzehnts von 1780—1790.

Lessing. — Kant. — Herder.

Das Jahrzehnt, das Goethe das erlösende Wort bescherte, nach dem er jahrelang suchte, ist noch in anderer Hinsicht wichtig. Es ist ein Jahrzehnt, in dem von verschiedenen Seiten aus der Versuch unternommen wird, den Geschichtsprozeß zu begreifen.

Gleich im Anfang des Jahrzehntes steht Lessing. Er, der bewegt wird von seinen religiösen Gedanken und Kämpfen, sieht in der Menschheitsgeschichte den Schauplatz einer Er-

ziehung, geleitet von einem göttlichen Vater[1]. Gott steht dem Menschengeschlecht gegenüber, wie der Lehrer dem Kinde. Worauf das Kind erst nach vielen Umwegen verfallen würde, legt er dem Kinde methodisch in bestimmter Folge vor. Wohl hatte der erste Mensch einen Begriff von dem einen, allgewaltigen Gott. Aber wie sollte er den Hohen fassen in seiner Ganzheit? Das ging über sein Vermögen. Nur indem der menschliche Geist die Kraft des Einen sich in Einzelkräfte faßbar zerlegte, Gott in Göttern ehrte, ahnte er von fern seine allumfassende Größe. Doch es war ein oft irrendes Ahnen. Da greift Gott ein, um die Erziehung zu beschleunigen. Er erwählt sich ein besonderes Volk zu seinem Erziehungsgeschäft und offenbart sich ihm als ein Einiger und Einziger. Wie schwer aber wird es dem Volke begreiflich! Wie haftet es noch an diesem Leben! Über den Schauplatz der Erde reichen die Blicke nicht hinaus. Welche Trübung erfährt nicht das Bild seines Gottes! Nur durch zeitlichen Lohn, durch zeitliche Strafen ist das Volk zu lenken. Elementar kindlich sind die Bücher des Alten Testaments für das kindliche Volk abgefaßt. Die anderen Völker gehen inzwischen ihren Gang, geleitet durch die ihnen mit auf den Weg gegebene Vernunft. Wie es bei sich selbst überlassenen Kindern geschieht, entwickeln sich einige prächtig und schnell, andere bleiben zurück. Zu ihnen in die Fremde stößt nun Gott das methodisch erzogene Kind hinaus. Die Fremde führt es zu reineren Begriffen. Es vergleicht, es prüft. »Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung.«[2] Jetzt erkennt das Volk seinen Gott in seiner Größe und Tiefe. Die verachteten Elementarbücher holt es wieder hervor. Einige fassen schon dunkel den Gedanken von der Unsterblichkeit der Seele. Das Volk entwächst den bisherigen Geboten. Da erscheint Christus als helfender Pädagog. Als der erste zuverlässige praktische Lehrer kündet er die Unsterblichkeit der

---

[1] Deutsche Nat.-Liter. 69. Band. Lessings Werke XII, 345—370.
[2] § 36 (S. 356).

Seele. Die neutestamentlichen Schriften werden ein zweites besseres Elementarbuch, ein Elementarbuch auch für größere Kreise. Noch aber ist es nicht die letzte Offenbarung Gottes. Schon genügt einigen das bessere Elementarbuch nicht mehr, schon streben sie darüber hinaus, schon ahnen sie eine Zeit eines neuen, dritten und nunmehr ewigen Evangeliums. Da wird man Gutes nicht tun um Belohnung willen hier oder im künftigen Leben, sondern es tun um seiner selbst, ohne Rücksicht auf Lohn. Sie wird kommen, diese Zeit. Zwar langsam geht die Erziehung vonstatten. Jedes Glied der menschlichen Gemeinschaft soll ihrer fähig werden, keines darf verloren gehen. So oft wird der einzelne auf dieser Erde erscheinen, bis seine Vervollkommnung und die des ganzen Geschlechtes erreicht ist. Warum also bangen? Getrost und zuversichtlich schauen wir auf zur ewigen Vorsehung, blicken wir hinein in die dunkle Ewigkeit.

Aus dämmernder Erkenntnis Gottes zu reiner Anschauung des Einen, Vollkommenen. Das ist der Grundgedanke der hundert Paragraphen. Gegenüber diesem großen, erhabenen Ziele der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes erscheint das irdische, geschichtliche Geschehen natürlich nichtig und vergänglich.

Mehr kommt das geschichtliche Werden zu seinem Recht bei Kant in seiner »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht« (1784)[1]. Auch Kant schaut die Erfüllung seiner Ideale erst in der Zukunft. Ein leichter pessimistischer Zug klingt freilich durch seine Erörterungen hindurch. Sein Inneres ist erfüllt von Gedanken eines ewigen Friedens, eines Zustandes der Staaten, wo die Kriege verschwunden sind, wo Recht und Gerechtigkeit innerhalb der Menschheit walten und so die Gattung fähig wird, die in sie gelegten Fähigkeiten zu entwickeln.

Schaut Kant in die Menschheit und Menschheitsgeschichte hinein, so bemächtigt sich seines Herzens tiefe Trauer. Wo

---

[1] Kants Werke v. Hartenstein 4, 143.

ist hier Plan, Ordnung, Gesetzmäßigkeit? Die Herrlichkeit des Schöpfers im vernunftlosen Naturreich wird laut gepriesen; sprechen aber nicht die Taten des menschlichen Geschlechtes, das doch an der Spitze der menschlichen Natur stehen sollte, spricht nicht die Geschichte dagegen? Wendet man sich nicht oft verzweifelnd zur Hoffnung auf eine bessere zukünftige Welt? Eine eigene vernünftige Absicht findet sich bei dem menschlichen Geschlechte nicht. Vielleicht aber ließe sich eine Naturabsicht entdecken, ein verborgener Plan? Vielleicht ließe sich die Natur oder die Vorsehung rechtfertigen? Ein solcher Plan besteht, ihm ist auf die Spur zu kommen. Kant steht es fest: »Alle Naturanlagen eines Geschöpfes sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln.« Aber wie soll das geschehen? Bei dem einzelnen ist es nicht möglich, zu kurz ist sein Leben. Nur in der Gattung kann es stattfinden; frei durch eigene Vernunft erlangt der Mensch schließlich in ihr die Glückseligkeit, all seine Anlagen zu entwickeln. Doch auf welchem Wege kommt die Gattung vorwärts? Was zwingt sie zum Vorschreiten? Zwei Triebe legte der Schöpfer in die Brust des Menschen, erbitterte Feinde: einen egoistischen und einen sozialen, einen Trieb, für sich allein zu stehen, und einen Trieb, sich der Gesellschaft anzuschließen. Aus dem isolierenden Trieb heraus möchte man alles nach seinem Sinne modeln, sich aller Dinge bemächtigen. Der Geselligkeitstrieb zwingt zum Widerstand gegen diese Tendenzen. Im Konflikt zwischen diesen beiden Kräften schiebt sich die Menschheit weiter, entwickelt all ihre Fähigkeiten, ihre künstlerischen, ihre intellektuellen Begabungen. Aus diesem Kampf erwächst auch das schwerste und letzte Problem für die Menschengattung: einen Modus zu finden, wo die Rechte des Individuums und der Gemeinschaft gewahrt bleiben, jedes in der ihm zukommenden Stärke. Oder wie Kant das Problem formuliert: »Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft.« Diesen Modus im Innern herzustellen, ist dem Staate nur möglich, erfährt er

von außen keine Hemmungen, stehen die Staaten friedlich nebeneinander. Doch unter den Staaten wiederholt sich das gleiche Spiel von Kräften wie unter den Individuen. Jeder Staat möchte für sich allein alle Macht. Die anderen wehren sich. Blutige Kriege erst führen die Staaten — »was ihnen die Vernunft auch ohne soviel traurige Erfahrung hätte sagen können« — zu einem Völkerbund. In ihm findet jeder, auch der kleinste Staat, Sicherheit. Willig unterwirft jeder seine rechtlichen Ansprüche der Beurteilung durch das Ganze. Eine solche äußerlich und damit auch innerlich vollkommene Staatsverfassung zu erreichen ist der verborgene Plan der Natur. Geschichte in diesem Sinn, einen solchen philosophischen Versuch neben der empirischen Geschichte, die Kant nicht verdrängen will, hält er für »möglich und selbst für diese Naturabsicht beförderlich«. Es ergibt sich eine Geschichte von verbesserten Staatsverfassungen. Von der griechischen schreitet man über die römische zur gegenwärtigen Geschichte fort. Jede Revolution wird ein Fortschritt nach einer besseren Verfassung hin, ein Schritt näher zum Ziel. So entsteht ein Leitfaden. Er erklärt das verworrene Spiel menschlicher Dinge, er dient »zur politischen Wahrsagerkunst künftiger Staatsveränderungen«, und er gewährt eine tröstende Aussicht in die Zukunft, wo die Menschheit alle Keime, die die Natur in sie legte, völlig entwickelt.

Von einem göttlichen Eingreifen ist hier nirgends die Rede mehr. Rein aus gesetzlich innerhalb der Menschen und Menschheit wirkenden Faktoren ergibt sich das geschichtliche Ziel und der geschichtliche Fortschritt. Ganz anders ist das bei Johann Gottfried Herder, in seinen »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«[1].

Herder faßt das Wort Geschichte in seiner weitesten Bedeutung. Alles Geschehen auf Erden fällt ihm in diesen Begriff hinein. Was das Jahrhundert ihm an Erkenntnis darbot, faßt er genial zusammen. Er zum erstenmal schreibt Kulturgeschichte in großem Sinn und stellt die Geschichte auf eine umfassende erdgeschichtliche und geographische Grundlage.

[1] Deutsche Nat.-Liter. 77. Band, Herders Werke IV, 1—IV, 3.

Viele arbeiteten ihm vor. Das achtzehnte Jahrhundert ist ein wichtiges Jahrhundert für die geographische Eroberung der Welt. Von den verschiedensten Seiten aus ward die Aufmerksamkeit hingelenkt zu fremden Völkern und Weltteilen. Der Pietismus, besonders die Herrnhuter, nehmen eine ausgedehnte missionarische Tätigkeit auf sich. Es sind glänzende Kapitel in der Missionsgeschichte der Brüdergemeine, die von der selbstverleugnenden Hingabe der ersten Missionare erzählen, einem David Nitschmann, einem Christian David. Im eisigen Grönland, im fiebrigen Westindien, in den Urwäldern Nordamerikas, bei den Indianern predigten ihre Sendboten. Welch wunderbare Schicksale erlebten sie oft! Aber welche Vermehrung völkergeschichtlicher Kenntnisse ging nicht auch von ihnen aus. Ein Werk wie die »Historie von Grönland und dasiger Mission der Brüdergemeine« von David Cranz, die Herder öfters zitiert, zeigt das. Durch die Berichte der Missionare daheim verpflanzt sich bei den weitverzweigten Beziehungen der Brüdergemeine das Interesse in die weitesten Kreise. In diesem Interesse an fremden Völkerschaften und ihren Sitten trifft sich der Pietismus mit den weltlichen Kreisen. Ist es dort religiöser Art, so haftet es hier an dem abenteuerlichen Stoff, an dem Seltsamen der Begebenheiten. Schiffbrüchige und ihre merkwürdigen Erlebnisse geben Anlaß zum Robinson Crusoe, dem Entzücken des Jahrhunderts und zur wundersamen Insel Felsenburg. Reisebeschreibungen fehlen nicht in der Bibliothek eines sonst so in Geschäften aufgehenden Mannes wie Goethes Großvater, und sie gehören zu Kants Lieblingslektüre. Sein Kolleg über physische Geographie gilt als eines seiner besten; Herder hat es als Student in Königsberg mehrmals gehört.

Ganze große Völkergruppen mit ihren Sitten und Einrichtungen rücken jetzt erst recht in den wissenschaftlichen Beobachtungskreis der europäischen Welt, so China durch das Verdienst der Physiokraten. Quesnay war es ja Glaubenssatz: »Il n'y a donc que les nations agricoles qui puissent constituer des Empires fixes et durables, susceptibles d'un Gou-

vernement général, invariable, assujetti exactement à l'ordre immuable des Loix naturelles«[1]. Ein solches ideales Reich, geheiligt durch uralte Tradition, war China. Dort ehrte der Kaiser noch fromm Pflug und Ackerbau.

Neben die Freude am Seltsamen und die poetische Verklärung der Fremde stellt sich ernste wissenschaftliche Forschung, besonders in den Jahrzehnten von 1760 an. Von Michaelis aufgemuntert unternimmt Carsten Niebuhr, der Vater des Historikers, seine Reise nach Arabien. Die Beobachtung des Venusdurchganges im Jahr 1769 veranlaßt die erste Reise Cookes, zugleich die Expedition von Pallas in das östliche Rußland und Sibirien. An der zweiten Expedition Cookes, die unternommen wird, um die mögliche Existenz eines behaupteten Südkontinentes festzustellen, nehmen die beiden Forster, Vater und Sohn, teil. Die Ozeanströmungen, die Winde erregen die forschende Aufmerksamkeit. 1780 gründet Karl Theodor von der Pfalz die Societas Meteorologica Palatina, die außereuropäische Stationen besitzt und jährliche Berichte veröffentlicht. Linné ist um die Pflanzengeographie tätig, August Wilhelm von Zimmermann schreibt eine »Geographische Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Tiere« und entwirft eine Karte dazu. Kant schildert kühn die gewaltigen Weltprozesse, aus denen als ein Glied von vielen die Erde entsprang, Buffon berechnet die Abkühlungszeit der Erde. Zugleich legt er wirklich wissenschaftlich umfassende Sammlungen im Jardin royal des plantes an, und seine Histoire naturelle wird ein viel bewundertes Vorbild der Behandlung naturwissenschaftlicher Gegenstände.

Die neuen Menschengruppen, die jetzt erst genauer bekannt werden, drängen zu einer ordnenden Übersicht. Blumenbach gibt sie. Er teilt die Menschen in fünf Rassen ein und stellt die kaukasische Rasse als die Stammrasse aller übrigen dar. Die Affen, besonders der Orang-Utang, werden unter-

---

[1] Ephémérides du Citoyen ou Bibliothèque raisonnée des Sciences, Morales et Politiques 1767. Tome Sixième. Artikel: Despotisme de la Chine. S. 36.

sucht im Hinblick auf die Verwandtschaft mit dem Menschen. Sömmering, der um diese Zeit am Karolinum in Kassel als Professor der Anatomie angestellt ist, schreibt »Bemerkungen über den Bau des Orang-Utang« (1780), und Blumenbach stellt allgemein die Unterscheidungsmerkmale des Menschen von den Tieren fest. Hauptsächlich sind sie ihm gegeben im aufrechten Gang des Menschen und in der Vervollkommnung der Hände. P. Camper benutzt zu ähnlichen Zwecken die von ihm zuerst eingeführte Messung des »Gesichtswinkels«.

All das von einzelnen in strenger wissenschaftlicher Einzelarbeit Gewonnene schließt sich Herder zusammen in ein farbig schimmerndes Bild vom Werden und Vergehen von Menschheit und Erde. Mit glücklich kombinatorischer Gabe verknüpft er das Getrennte und beseelt er dichterisch lebendig die toten Fakta. Keiner der Gedanken, die er in seinem Buche vorträgt, ist original, ist ausschließlich sein Werk, und doch ist das Ganze ein Neues und trägt den Stempel seines Geistes. Den einzelnen Völkern und ihren Erzeugnissen spürt er mit frauenhaft weicher Hingebung nach, seine kühne Phantasie trägt ihn über alle Bedenklichkeiten hinweg. Von seinem Lehrer Kant, von ihrem gemeinsamen Lehrer Leibniz übernimmt er die universalen, alles in steter Folge verknüpfenden Beziehungen, stellt er die Erde und ihre Bewohner in lange Entwicklungsreihen.

Und doch, trotz der ungeheuern Freiheit, mit der er Welt und Dinge anblickt, findet sein Denken eine Schranke an seinem theologischen Stand, an seiner inneren religiösen Überzeugung. »Die Erde ist nur ein Übungsplatz, eine Vorbereitungsstätte«[1]. »Eine göttliche Haushaltung« waltet über dem menschlichen Geschlecht. Sie bringt den Menschen auf den Weg der Kultur, durch höhere Anleitung erst kommt der Mensch zur Sprache, zur ersten Wissenschaft. Auch in späteren Zeiten fehlt es nicht an göttlichen Eingriffen[2]. Wo ist hier die Grenze zwischen menschlicher Eigenschaft und göttlicher

[1] D. Nat.-Lit. 77. Band. Herd. W. IV, 1; 181.
[2] H. W. IV, 1; 189.

Anordnung? Im übrigen aber überließ Gott das Menschengeschlecht sich selbst. Was wird nun aber aus dem sich selbst überlassenen Menschengeschlecht? Wie kommt es vorwärts? Was ist sein Ziel? Bei Kant war die Antwort klar: Es ist ein Verhältnis von Staaten untereinander und von Kräften im einzelnen Staat, die ein freies autonomes Denken möglich machen, die dem Einzelnen und dem Ganzen sein rechtliches Maß von Freiheit gewährleisten. Bei Herder ist das Ziel unbestimmt oder mehrfach bestimmt. Wäre er bei dem Standpunkt der ersten fünf Bücher seiner »Ideen« geblieben, hätte er bei dem Glauben an göttliche Eingriffe beharrt, sein Buch wäre weniger widerspruchsvoll und, sprechen wir es offen aus, eigentlich doch seiner wahren Ansicht konformer. Durch die Rezensionen Kants sieht er sich zu rationalen Begründungen gedrängt, und so erscheint ein Bild der Menschengeschichte schließlich, das von den Bildern der einst von ihm so sehr geschmähten Voltaire, Hume, Iselin nicht so sehr abweicht. Besonders das 15. Buch wird in dieser Hinsicht lehrreich. Nach ihm ist »Humanität der Zweck der Menschennatur, und Gott hat unserem Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben«[1]. Die Geschichte wird »eine Schule des Wettlaufs zur Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde«[2]. Worin besteht aber das Wesen der Humanität? Da läßt es sich nicht leugnen, daß Herder den Begriff der Humanität gegen früheren Gebrauch intellektualisiert, größere Humanität wird mit Zunahme der Vernunft, der Bildung identisch. Die Geschichte hat als Ziel den Menschen aufzuklären, ihn von Vorurteilen zu befreien. »Selbst unsre kurze Geschichte beweiset es daher schon klar, daß mit der wachsenden wahren Aufklärung der Völker die menschenfeindlichen, sinnlosen Zerstörungen derselben sich glücklich vermindert haben. Seit Roms Untergang ist in Europa kein kultiviertes Reich mehr entstanden, das seine

---

[1] H. W. IV, 3; 606.
[2] H. W. IV, 3; 611.

ganze Einrichtung auf Kriege und Eroberungen gebauet hätte; denn die verheerenden Nationen der mittleren Zeit waren rohe, wilde Völker«[1]. Herder hofft auf den Fortgang der Künste und Erfindungen. Sie sollen dem Menschengeschlecht helfen das »unschädlich zu machen, was die Natur selbst nicht auszutilgen vermochte«[2]. Optimistisch verkündet er eine Zeit, »da auch der Staats-Unvernünftige sich seiner Unvernunft schämen und es nicht minder lächerlich und ungereimt wird, ein tyrannischer Despot zu sein, als er in allen Zeiten für abscheulich gehalten worden«[3]. Wie nahe streift hier Herder an die Gedanken Iselins. Gleich ihm, gleich einem Lessing, einem Kant, einem Turgot und Condorcet erhofft Herder alles von der Zukunft, von einer wachsenden Aufklärung. Sie ist schließlich das letzte Ziel der Menschengeschichte.

Je mehr Herder diese Endabsicht der Geschichte betonte, je mehr er nach der rationalistischen Seite hinneigte, desto mehr entfernte er sich von Goethe. Gegenüber all diesen Männern, die ihr eigenes Innere und die in ihren Herzen und Sinnen lebendigen Ideale hinausprojizieren in das Weltgeschehen und das so erhaltene Bild für Ziel und Zweck der Weltgeschichte ausgeben, vertritt Goethe als der erste die Ansicht von einer Geschichte ohne solchen bestimmten Zweck. Mit dem »Aperçu« der Pflanzenmetamorphose trennt sich Goethe wie von Herder so von allen späteren, die an einen Fortschritt in der Geschichte zu einem bestimmten Ziel hin glauben. Ein Fortgang in der Geschichte ist da. Er erfolgt auch gesetzmäßig wie alles in der Natur. Aber er bedeutet keine Endsteigerung nach irgendeiner Richtung hin. Über sich selbst und seine Vorstellungsgesetze kommt der Mensch niemals hinaus. Die Erfahrung mag so zunehmen wie sie will. Es ist ein vergrößertes Bild, das sie dem Menschen darbietet, aber es hat die gleichen Züge wie das alte. Der menschliche

---

[1] H. W. IV, 3; 615, 2. Abs. Dazu die Bemerkung Joh. v. Müllers: »Man wolle sich erinnern, dafs dieses Buch 1787 herauskam.«

[2] H. W. IV, 3; 617.

[3] H. W. IV, 3; 620 Zeile 27 ff.

Geist hat bestimmte Denkweisen. Eine löst die andere naturnotwendig ab im fortlaufenden Spiel. Es ist eine innere Kraft wie bei der Pflanze, die im Verlauf alles menschlichen Geschehens waltet, alle im menschlichen Geist möglichen Epochen werden durchlaufen, bis die Rückkehr zur ersten erfolgt.

Da es keine Endsteigerung in irgendeiner Weise gibt, ist es wohl denkbar, daß Zeiten im menschlichen Geistesleben vorhanden waren, an die unsre Zeit in ihren Betätigungen nicht heranzureichen vermag. Eine solche Zeit war etwa die Zeit der griechischen Kunstblüte. Sie bleibt eine ideale Zeit. Schwer wieder wird sich auf der Erde ein solches Phänomen zeigen. Mit dieser Ansicht nähert sich Goethe Winckelmann, und Goethe erst gestaltet den Verlauf der griechischen Kunst zu jenem innerlich organischen Prozeß, an den Winckelmann nie gedacht hat. Für Goethe erst wird die griechische Kunstgeschichte ein Lebendiges, »das einen unmerklichen Ursprung, ein langsames Wachstum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenfällige Abnahme, wie jedes andre organische Wesen, nur in mehreren Individuen notwendig darstellen muß« [1].

Die Wissenschaftsgeschichte. Theoretisch.

Nicht regellos ist der Geschichtsverlauf. Er wird bestimmt durch feste Gesetze.

Ein ununterbrochenes Kontinuum ist der geschichtliche Prozeß. In ihm gibt es kein Stillstehen. Menschheit und Wissenschaften müssen immer vorwärts. Rückschritte geschehen nur scheinbar [2]. Zwar macht die Barbarei des Mittelalters zwischen Alter und neuer Geschichte eine große Lücke. Aber sie bedeutet nur ein vorübergehendes Verweilen.

Der Verlauf der Wissenschaft spielt sich ab in einer streng geregelten Bahn. Schon mehr wie eine Epoche haben die Wissenschaften auf dieser Bahn hinter sich. Ähnlich der

---

[1] Winckelmann. W. A. I, 46; 41.

[2] W. A. II, 3 (Materialien zur Geschichte der Farbenlehre). Einleitung (VII).

Metamorphose der Pflanzen, der Steigerung der Farbe zum Roten hin und zurück bewegt sich die Geschichte der Menschheit und bewegt sich die Geschichte der Wissenschaften in einem Kreislauf. Eine Folge von gegensätzlichen Zuständen wechselt ab wie Zusammenziehn und Ausdehnen bei der Pflanze. Mit dem kindlichen Zeitalter beginnen die Wissenschaften[1]. Ungezügelt herrscht die Phantasie. Roher Aberglaube hat die Herrschaft. Allmählich verliert sich der Aberglaube. An die Stelle der Phantasie tritt eine frohe Sinnlichkeit. Sie verbreitet sich über die Gegenstände der Welt und verklärt sie poetisch. Aber mit der poesievollen Beseelung aller Dinge begnügt man sich nicht. Der Wissensdurst wird wach und äußert sich in fragender Neugier. Aus der kindlichen Epoche tritt man damit in die empirische. Statt der naiven Sinnlichkeit regt sich klarer Verstand. Forschend naht er allen Dingen. Nach Ordnung strebt er, nach Klassifikation. Dabei wird er leicht pedantisch und befestigt und begründet ein didaktisches Zeitalter. Was pedantisch geordnet ist, strebt man dogmatisch zu überliefern. Doch die Bedürfnisse einer zum Höchsten strebenden Vernunft erheben sich. Sie fordert einen inneren Zusammenhang in den dogmatisch überlieferten Äußerlichkeiten. Auf methodischem Wege sucht sie nach den wahrhaften Zusammenhängen, nach dem Bleibenden, Typischen. Eine ideelle Zeit zieht herauf. Staubgefäßen und Stempeln bei der Blume wäre sie vergleichbar. Alles strebt auf sie zu Prächtig zeigen sie sich dem Blick. Aber sie bergen schon in sich den Keim zum Untergang. Der Höhepunkt im Werden ist erreicht. Man kehrt zurück zum Anfangspunkt. Die Vernunft wird vertrieben durch die Phantasie. Nicht methodisch mehr erfaßt man die Erscheinungen der Welt. Mystisch erschaut sie der verzückte Sinn. Wie nah aber grenzt Mystik an Aberglauben! Der Kreis ist geschlossen. Vom Aberglauben aufwärts beginnt der neue Ring.

---

[1] W. A. II, 13; 446. Paralipom. 410. Ein von Goethe gezeichnetes kreisförmiges Schema, überschrieben: Epochen der Wissenschaften.

Vielleicht ist die Bewegung nicht nur kreisförmig, sondern es findet auch eine Spiralbewegung statt[1]. Aber an Punkten, wo sie schon weilte, geht die Entwicklung immer wieder vorbei. So wiederholt sich alles, Irrtum und Wahrheit. Alles Gescheite ist schon gedacht worden. Uns bleibt als Aufgabe nur ein Nachdenken übrig[2]. Stets erheben sich die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Forderungen. Der Raum, in dem die Menschheit sich ergeht, ist eben zu eng[3].

Aber, so wirft man ein, unsere Erfahrung nimmt doch zu. Von Jahrhundert zu Jahrhundert steigert sie sich. Gewiß, Erfahrung kann sich in das Unendliche erweitern. Doch ganz anders verhält es sich mit den Menschen. Sie bleiben die gleichen mit den gleichen menschlichen Fähigkeiten. In diese Grenzen der menschlichen Fähigkeiten bleiben die Vorstellungsmöglichkeiten eingeschlossen, über eine bestimmt begrenzte Zahl von ihnen kommt man nicht hinaus. Daher trotz der Zunahme der Erfahrung die Wiederkehr der gleichen Vorstellungsarten[4].

In der Geschichte der Wissenschaften tritt der kreisförmige Verlauf leider nicht so rein wie er sollte in die Erscheinung. Viel deutlicher wird der Kreisgang in der Geschichte der Kunst[5]. Hier zeigt sich ein stetiges Werden und eine Entwicklung in reiner Folge. Woher dieser Unterschied? Er hängt vom Menschen ab, von seinem stärkeren oder schwächeren Einfluß. Bei der Kunst kommt der größere Anteil auf seine Seite, bei der Wissenschaft dagegen nicht. Da drängt sich die Welt ihm auf, und er muß sich ihrer erwehren. Neues häuft sich endlos zu Neuem. Grenzenlos breitet sich die Wissenschaft aus. Nie ist sie ein fertiges Ganze. Wie anders bei der Kunst! In jedem einzelnen Werke steht sie vollendet und fertig da. Fertiges reiht sich an Fertiges, und

---

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) VIII.
[2] Sprüche in Prosa 1. (Goethes Werke. Hempel 19, 19 ff.)
[3] Sprüche in Prosa (Hemp. 19) 268, 351.
[4] Spr. in Pr. (H. 19) 267, 351.
[5] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 121/122.

so ergibt sich der Anblick einer stetig und gleichmäßig weiterfließenden Entwicklung. Soll das bei der Wissenschaft auch der Fall werden, so hilft dazu nur eins: Nachahmung der Kunst und der künstlerischen Methode. Die Wissenschaft gestalte jedes Einzelne, das sie behandle, zu einem Ganzen, vollendet und vollkommen in sich. Das ist nur möglich, läßt man allen menschlichen Kräften Spielraum bei der wissenschaftlichen Arbeit. Keine der möglichen menschlichen Begabungen ist auszuschließen, keine hat einen Vorzug. Neben dem kältesten Verstande bestehe ein weitsichtiges Ahnen zu Recht. Wo aber fänden sich alle Kräfte im Verein bei einem Menschen? Nur im Verlaufe der Entwicklung, in der Gesamtheit der Menschen treten sie in die Erscheinung. Ein Volk nach dem andern drängt sich da hervor, und so wird die Geschichte der Wissenschaften »eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen«[1].

Die einzelnen Teile der Wissenschaftsgeschichte sind natürlich beschlossen in dem allgemeinen Kreislauf. Jedes einzelne Gebiet fordert darum zu seiner Ergänzung das Ganze. Eine Spezialgeschichte wie etwa die Geschichte der Farbenlehre ist nur denkbar auf dem Hintergrund der allgemeinen Geschichte der Naturwissenschaften. Dazu dringt die Zeitepoche mit ihrer vorherrschenden Richtung in jeden Zweig der Wissenschaft ein, sie wird deutlich in den Gesinnungen und Handlungen der Menschen. Sie beherrscht ganze Schulen und dauert oft jahrhundertelang. Die Geschichte der Wissenschaft verbindet sich darum eng mit der Geschichte der Philosophie[2].

Wer ist nun aber der Träger der Geschichte, und was verursacht den Fortlauf der Kreisbewegung? Wer schiebt die Wissenschaft in ihrer Bahn fort? Die Träger der Geschichte ganz allgemein sind die Menschen oder besser die Menge, die Masse. Das treibende Agens der fortlaufenden Bewegung, die

---

[1] Spr. in Pr. (H. 19) 67.
[2] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 108.

Verhinderer einer Stockung und Hemmnis sind die einzelnen Individuen. Doch wie ist ihr beider Verhältnis? Um das zu verstehen ist wieder ein Rückblick auf Gedankenreihen der Pflanzen- und Tiermetamorphose nötig.

Jeder Pflanze, jedem Tier liegt ein, wenn auch manchmal schwer erkennbares, ideelles Urbild zugrunde. In jeder Pflanze, in jedem Tier strebt es nach Ausgestaltung. Bei der Ausgestaltung ist wirksam das Gesetz der innerlich gebundenen Bildungskraft. Und dies Gesetz selbst wieder wird bestimmt, ja in seiner Ausübung erst möglich gemacht, durch das Element der Außenwelt, in das sich die Pflanze oder das Tier versetzt sieht. Diese Betrachtung endet und muß ganz naturnotwendig enden bei der Betrachtung der verschiedenen Elemente der Außenwelt. Denn der Typus, das Urbild braucht nur einmal beschrieben und aufgestellt zu werden. Dann bleibt er unveränderlich. Die Bedingungen der Außenwelt dagegen sind mannigfach und wechselnd. Und nur wenn man sie recht erfaßt hat, begreift man das Individuum.

Das Einzelne und der Typus standen sich so gegenüber, und für die Beschreibung blieb als Aufgabe: Gegeben war ein Typus, zu erklären ist die mannigfache Ausgestaltung im einzelnen. Für die Betrachtung der Individuen entsprang daraus für Goethe eine gänzlich veränderte Stellung. Früher ging sein Interesse über das Individuum als solches nicht heraus. Er nahm es als fertiges hin. Jetzt fragt er: Warum ist das Individuum gerade so geworden, wie es sich meinem Blick zeigt. Dem Werden des Individuums, den Grundlagen und Notwendigkeiten seiner Entwicklung, den Verhältnissen seiner Umgebung gilt jetzt seine Aufmerksamkeit. Ein Einzelnes, das nach Ausgestaltung einer in ihm liegenden idealen Form strebt, daran aber verhindert wird durch ein von allen Seiten hinderndes und einschränkendes Äußere: das wird fortan die Formel der Goetheschen Denkweise und Beschreibungen.

Diese Gedanken übertrage man von der Pflanzen- und Tierwelt auf die Menschen. Was ergibt sich?

Zunächst, das ist klar, unterliegt der Mensch physisch ähnlichen Bedingungen wie Tier und Pflanze. Klima und Bodenbeschaffenheit wirken auf das stärkste auf seine Bildung ein. Aber daneben gibt es noch ein Besonderes für den Menschen. In seiner Wirkung ist es stärker als die physischen Bedingungen. Der Mensch steht in einer fortschreitenden Zeit. Sie ist ein sich ununterbrochen drehendes Rad. Mit ihr verbunden ist eine sich auch im Kreislauf bewegende Wissenschaft, Kunst und andere menschliche Betätigungen. Der Mensch wird geboren mit einer in ihm schlummernden Form und Individualität. Sie strebt auf das kräftigste nach Entwicklung. Das ist der Δαίμων des Menschen[1]. »Dir kannst du nicht entfliehen.« »Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt — Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.« Aber das Individuum tritt nun in einen bestimmten Abschnitt des Kreisverlaufs von Zeit, Wissenschaft, Kunst und von Menschen, die sich damit beschäftigen, ein. Sie haben das Bestreben ihrerseits, das Individuum sich gleichartig zu machen, es in ihren Bannkreis zu ziehen. Die Τύχη wird wirksam:

»Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl, so wie ein andrer handelt«[2].

Aus dem Zusammenprall von Einzelwillen und Gesamtwirkung der andern entsteht ein Drittes: das Individuum in der Erscheinung und Geschichte. Freilich liegt der Hauptnachdruck doch wohl auf dem Individuellen:

»Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten — — —«[3].

Individuen und Masse stehen so in polarem Gegensatz. Als Inhalt der Geschichte ergibt sich ein Drittes aus beider Einwirken aufeinander: der Mensch in der Erscheinung. Will man nun wahre Geschichte schreiben, so ist sorgfältiges Studium des Individuums notwendig. Wie in der Natur sind auch beim Individuum besonders die Absichten der Aufmerk-

---

[1] W. A. I, 3 (Gedichte III. Teil) 95. Urworte. Orphisch.
[2] W. A. I, 3; 95.
[3] W. A. I, 3; 96.

samkeit wert[1], d. h. das, was im Individuum als sein spezifisch ihm Angehöriges hindrängt zur Entfaltung. Je klarer man das herausarbeitet, um so stärkere Obacht wird dann ganz von selbst erforderlich auf die hindernde oder förderliche Umwelt. Die Zeit, in der das Individuum erscheint, ist von der größten Wichtigkeit. Zehn Jahre, die ein Mensch früher oder später geboren wird, verändern viel. Sie sind schuld, wenn das Individuum in seiner wirklichen Gestaltung so ganz anders wird[2].

Der Mensch als solcher mit seinen seelischen Qualitäten verändert sich nicht. Veränderlich sind nur die Umstände, unter denen er das Licht der Welt erblickt. Goethes Gedankenkreis wäre es nichts Fremdes, das gleiche Individuum mit den gleichen Anlagen in den verschiedensten Jahrhunderten auftauchen zu sehen. Sind die Kreisabschnitte im Zeitverlauf der Wissenschaft oder Kunst gleich, so entstehen natürlich gleiche oder wenigstens ähnliche Naturen. Trifft es in andere Kreisabschnitte, so wird bei den gleichen Fähigkeiten eine ganz andere geschichtlich individuelle Gestalt daraus.

Manchmal schieben sich Goethe Gedanken von der Metamorphose her noch in anderer Weise unter. Die Blüte war der Gipfelpunkt im Werden der Pflanze. Bis zu ihr hin verfeinerten sich immer mehr die Säfte. Sie trat schließlich an das Licht als das letzte sublime Produkt einer Kette von Verfeinerungsprozessen. Ähnliche Prozesse finden sich manchmal in der Geschichte der Wissenschaften und der Geschichte überhaupt. Da erscheint der große Mensch als die Blüte einer langen Kette von Generationen. Was in einer langen Familienfolge einzelne von Fähigkeiten besaßen und sich in ihnen von Talenten andeutete, das konzentriert sich unter Umständen in einem Einzelnen. Sämtliche Vorzüge der Voreltern sprechen sich dann in ihm aus. Was in einer langen Geschlechterkette sich ereignen mag, wiederholt sich auch wohl bei Nationen. Bisweilen erscheint ein Mensch, der die Gesamteigenschaften

---

[1] Spr. in Pr. (H. 19) 10.

[2] Dichtung u. Wahrheit. Erster Teil. Vorwort. W. A. I. 26; 8.

einer Nation charakteristisch in sich vereinigt. So wuchs Ludwig XIV. aus seiner Nation heraus als der Inbegriff eines spezifisch französischen Königs und Voltaire als der eigentlich typische französische Schriftsteller[1].

Individuum und Zeitalter standen wider einander. Beide m Kampf. Beide im Bestreben, sich durchzusetzen. Wer wird siegen? Wer bewirkt ein Fortschreiten? Da ist es Goethe sicher ausgemacht: niemals das Zeitalter. Für die Wissenschaft eigentlich gewirkt haben immer nur die Individuen[2]. Die ganze Geschichte löst sich für ihn in eine Kette von großen Individualitäten auf. Sie sind es, die selbst in der dunkelsten Zeit, wo es sonst an Nachrichten fehlt, den Faden der Geschichte weiterführen[3]. Die Masse ist nur der Zettel im Weltgewebe. Sie gibt nur die Breite des Gewebes an. Halt und Festigkeit bekommt das Gewebe erst durch den Einschlag, die großen Individuen. Vielleicht ist die Zufügung irgendeines Gebildes außerdem noch ihr Werk[4]. Solche großen Menschen fehlen keinem Jahrhundert. Und immer ist ihre Position die gleiche. Stets befinden sie sich im Gegensatz zur Masse. Barbarische und hochgebildete Zeiten geben sich darin nichts nach. Die Masse ist wieder und wieder ein Hemmschuh. Zum hemmenden Moment aber muß die Masse naturnotwendig werden. Ist sie doch der Träger der Überlieferung. Und gerade auf der Überlieferung und ihrer Möglichkeit beruht der Vorzug des Menschen vor den Tieren, der Vorzug des menschlichen Geschlechtes überhaupt. Die Überlieferung bezieht sich auf die gegenwärtige Welt oder auf die dahingeschwundene. Wie schwer ist es schon, sich mit der Welt um uns abzufinden. Nun gar die Welt vor uns noch persönlich kennen lernen zu wollen, geht über unsre Kraft. Das Individuum muß trotz allem Widerstreben die Überlieferung hinnehmen. Freilich immer wieder wird in originalen Naturen

---

[1] Rameaus Neffe. Anmerkungen. Voltaire. W. A. I, 45; 215.
[2] Spr. in Pr. (H. 19) 272.
[3] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 134.
[4] Spr. in Pr. (H. 19) 152.

das Bedürfnis erwachen, den Kampf mit der Überlieferung im doppelten Sinne zu wagen. Es ist vorauszusehen: der Kampf gestaltet sich immer schwieriger. Gerade die Einzelnen fügen ja wieder neue Erfahrungen den alten hinzu. Sie vermehren die Überlieferung beständig. Sie wird immer drückender und der Konflikt zwischen Individuum und Überlieferung immer gewaltiger[1].

Diesen Konflikt könnte man auch noch bezeichnen als einen zwischen Individuum und Autorität[2]. Denn läßt man Überkommenes gelten, so geschieht es aus Respekt vor seinem Ansehen. Neben der Überlieferung beanspruchen noch die Vernunft, das mit ihr verbundene Gewissen, das Genie Autorität. Dagegen, charakteristisch genug für Goethe, dem Verstande schreibt er gar keine Autorität zu. Vernunft und Gewissen sind unergründlich und genießen so ungeheure Autorität. Dagegen erzeugt der Verstand nur seinesgleichen und führt schließlich zur Anarchie. Gegen die Autorität verhält sich die Menschheit höchst schwankend, fast so schwankend wie der Einzelmensch in seinen verschiedenen Altersstadien. Das Kind ordnet sich der Autorität unter, der Knabe sträubt sich gegen sie, der Jüngling entflieht ihr, der Mann erst fügt sich wieder ihrem Gebot. So auch bei der Menschheit im ganzen. Da ist stets ein Schwanken in zwei polaren Gegensätzen. Erst sammelt man sich um einen großen Mann. Monumente und Dokumente bringt man zusammen, Buchstabenglaube herrscht, man beweist den hohen Wert der Überreste. Dann verstreut sich die Gemeinde der Jünger, Bilder und Schriften werden vernichtet, der Buchstabenglaube wird lächerlich gemacht, die Überreste verschreit man als wertlos. Diese Epoche, wo man die Vergangenheit als lästig empfindet, tritt ein, drängt auf den Menschengeist von allen Seiten Neues. Da wird ihm das Alte ein Hemmnis. Er wirft es von sich. Ohne Regeln will er weiter. Er glaubt, es genüge die bloße Erfahrung. Bald sieht

---

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 135—137.
[2] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 145—148.

Menschheit und Mensch das Unkluge dieses Schrittes ein. Die Methode erlangt wieder Geltung, das Alte wieder Autorität.

So schließt sich die Geschichte der Wissenschaften zu einem großen System zusammen. Wiederholen wir noch einmal kurz. Der Verlauf gleicht einem sich ohne Aufhören drehenden Kreis. Der Träger der Geschichte ist das Individuum. Es tritt in eine bestimmte Epoche des Kreisverlaufs ein. Besondere bei der Beschränktheit der menschlichen Vorstellungswelt sich wiederholende Theorien haben die Herrschaft. Ihre Stütze finden sie an der Menge. Sie beharrt bei dem Überkommenen und Überlieferten. Das Individuum gerät mit der Masse in Widerstreit. Mag es noch zu Lebzeiten oder später anerkannt werden: das, was es erstrebt hat, kommt schließlich doch der Masse zugute. Und damit vermehrt es die Überlieferung. Und verstärkt ihre Autorität. Unwollend macht es seinen Nachfahren, anderen großen Individuen, den Kampf immer schwerer.

Die Weltgeschichte.

Wie Kant nach 1781 alles in der Welt nur noch zu sehen vermochte von den Gedankengängen der Kritik der reinen Vernunft aus, so ordnen sich für Goethe alle Dinge und alles Geschehen nach 1790 unter Gedankenreihen von der Metamorphose der Pflanzen und Tiere her. Der Kreislauf, eine unaufhörliche Entwicklung, wo sich eines ohne Lücke an das andere schließt, ein Aufstreben zu einem Gipfel hin und eine Abwärtsbewegung von ihm zum Ausgangspunkte zurück, das sind symbolische, sich wiederholende Vorstellungen. Ja, man kann voraussagen, daß er sich überall da, wo sich diese Momente reiner finden, sympathisch berührt, wo sie getrübt nur sich zeigen, vielleicht fehlen, abgestoßen fühlen wird. Die Geschichte der Kunst erfreut ihn am meisten. Hier ist die Kreisbewegung, das Auf und Ab der Entwicklung am deutlichsten sichtbar. Weniger geschlossen war die Entwicklung schon bei der Geschichte der Wissenschaft. Am wenigsten aber von Zusammen-

hang zeigte sich in der Weltgeschichte, wenn man Weltgeschichte auffaßt als Geschichte des äußeren Schicksalverlaufs der Völker. Ihr stand Goethe darum am kühlsten gegenüber. Sie war schwer nach seinen Prinzipien zu ordnen, nirgends lag ein ungestörtes Werden vor. Immer wieder mengten sich Zufälligkeiten ein.

Diese Abneigung, die er gegen die Weltgeschichte hatte von seinen naturphilosophischen Gedankengängen her, ward nun verstärkt durch seine Ansicht von der historischen Überlieferung. Goethe war in dieser Hinsicht einer der größten, wenn nicht der größte historische Skeptiker. Schon in seiner Jugend sprach er es aus: alle großen historischen Data seien für uns Geheimnisse. Damals vom Standpunkt des Gefühls aus. Seine spätere Meinung ist davon nicht verschieden, begründet sie sich jetzt auch anders: In jedem Menschen lag ein Individuelles, das sich ausgestalten wollte. Auf dies Individuelle, sahen wir, war vornehmlich zu achten. Wie schwer ist das aber! Wie leicht schiebt sich dem Menschen bei der Betrachtung seine Individualität, seine Vorstellungsart anstatt der fremden unter[1]. Goethe ist darum bei dem Referat über fremde Meinungen äußerst vorsichtig. Am liebsten gibt er die Quellen selbst. Das Urteil schiebt er von sich ab dem Leser zu. Möge es sich jeder nach Belieben bilden. Goethe hat einen zu großen Respekt vor dem Individuum und all den feinen Nuancierungen, die sich von ihm aus für die Lehre ergeben. Schon der bloße Vortrag hat charakteristische Eigenheiten. Die Besonderheit der Sprache kommt dazu. Am liebsten gäbe Goethe darum statt mancher Übersetzung in seiner Geschichte der Farbenlehre gleich die Originale. Wo er kann, fügt er die Originale selbst ein. Goethe weiß Bescheid um das Schwanken in der Entwicklung eines Menschen, um das so oft Uneinheitliche in seiner Natur. Auch das, meint er, ginge vielleicht bei der Wiedergabe durch andere verloren. So darf man in Goethes Geschichte der Farbenlehre kein bloßes

---

[1] Zum folgenden: W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.). Einleitung IX—XII.

Anhäufen von Materialien sehen, wozu der Titel (Materialien zur Geschichte der Farbenlehre) verführt. Das Einfügen und die Aneinanderreihung der Quellen zeugt von dem feinsten historischen Gefühl. Was dem Geschichtschreiber, dem es um Wahrheit zu tun ist, die bittersten Stunden bereitet, was einen Ranke zu dem Wunsche hinriß: sein eigenes Selbst auslöschen zu können, um imstande zu sein, die Dinge objektiv darzustellen, niemand empfand das lebhafter wie Goethe. Er wußte, selbst dem Geschichtsschreiber werde die Geschichte nicht leicht historisch. »Denn der jedesmalige Schreiber schreibt immer nur so, als wenn er damals selbst dabei gewesen wäre, nicht aber, was vormals war und damals bewegte«[1]. Die gleiche Skepsis kehrt in dem Gespräch mit Luden wieder. Und aus dem gleichen Gefühl nennt Goethe, obgleich es ihm, soweit an ihm lag, um volle Wahrheit zu tun war, seine Lebensbeschreibung: Wahrheit und Dichtung.

Wie aus solcher Meinung heraus Goethe die Memoiren besonders wichtig wurden, er zeitlebens daran seine Freude hatte, andere zur Niederschrift ihrer Lebensereignisse drängte und selbst in Wahrheit und Dichtung ein bisher unerreichtes Muster von Autobiographie schuf, so mußten ihm um so mehr Bedenken aufsteigen gegen geschichtliche Darstellungen jeder Art. Nur die Wirkungen sah ja der Mensch gemeinhin. In die Ursachen hatte er keinen Einblick. Nur sehr wenigen aufmerksamen Beobachtern zeigten sie sich vielleicht[2]. Wie soll nun der Historiker Wahres berichten? Liegen ihm doch meist nur Wirkungen vor. Soll das Publikum nicht merken, wie unsicher es eigentlich mit der Wahrheit historischer Data stehe, dann hat der Historiker eine doppelte Pflicht. Gegen sich die eine, die andere gegen den Leser. Bei sich selbst mache er in ernster Prüfung aus, »was wohl geschehen sein könnte«. Ist er damit zu Ende, so trete er mit dem, »was geschehen sei«, mit dem fertigen Resultat vor den Leser[3].

---

[1] Spr. in Pr. (H. 19) 451.

[2] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 163 letzte Zeile, 164 oben.

[3] Spr. in Pr. (H. 19) 355.

Um das aber zu können, ist eine der Hauptaufgaben des Historikers die Kritik. Er muß das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Ungewissen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen unterscheiden[1]. Die Kritik ist die höchste Funktion des Verstandes[2]. Am besten wäre es, dieser Verstand paarte sich mit der Vernunft und dem aus ihr entspringenden feinen intuitiven Gefühl für das Echte. In diesem Verein erreichte die Kritik ihre höchste Stufe. Doch meist finden sich beide nicht zusammen.

Weil das Bestreben des Historikers so die Wahrheit, die möglichst reine und durch seine Subjektivität ungetrübte Wiedergabe des Geschehenen ist, gerät er nirgends in Konkurrenz mit dem Dichter. Dem Dichter als Künstler ist es ja gar nicht um treue Wiedergabe des einzelnen individuellen Falles und sklavische Nachbildung der Natur zu tun. Der Dichter sucht ja das tausend Fällen Gemeinsame, das sich in ihnen versteckende Bleibende, Typische. Er strebt über die Natur hinaus. »In einem Kunstwerk kann fast alle Natur erloschen sein und es kann noch immer Lob verdienen[3].« Ein Vergleich zwischen Historiker und Dichter ist darum unangebracht. Sie haben verschiedene Ziele. So verschieden wie Wettläufer und Faustkämpfer. Jedem gebührt seine eigene Krone[4].

Die Nötigung, etwas als wahr nachweisen und darstellen zu müssen, hat freilich auch ihre Grenzen. Oft liegt Unerklärbares vor. Solch unerklärbare Fakta weist jede Wissenschaft auf. Dem Historiker ist darum nicht immer ein Vorwurf zu machen, kann er nicht alles als gewiß dartun. Die Mathematiker können auch nicht erklären, warum der Komet von 1770, der doch alle fünf oder elf Jahre wiederkommen sollte ausgeblieben ist[5].

Die Kritik wird ausgeübt an der Überlieferung. Hier

---

[1] Spr. in Pr. (H. 19) 254.
[2] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 172/173.
[3] Diderots Versuch über die Malerei. W. A. 45; 283.
[4] Spr. in Pr. (H. 19) 354.
[5] Spr. in Pr. (H. 19) 1003.

wiederholt sich allgemein, was bei der Geschichte der Wissenschaften im einzelnen galt. Mit der Überlieferung hat sich Menschheit und Mensch irgendwie abzufinden und eines der Mittel dazu ist die Geschichte. Sie ist »eine Art, sich das Vergangene vom Halse zu schaffen«[1]. Niemals kann man aber, wenn man gleichzeitige Verdienste gerecht schätzen will, der Vergangenheit entbehren. Solch Bewußtwerden der Vergangenheit im Gegenwärtigen und das gerechte Abwägen beider gegeneinander ist historisches Menschengefühl[2].

Weltgeschichte wie Fortbildung der Wissenschaften vollziehen sich in der Zeit, im stetigen Kreislauf. So wenig wie bei der einen gibt es bei der andern einen Stillstand. Der Fortschritt in der Zeit verschiebt natürlich den Betrachtungsstandpunkt. Die Weltgeschichte gewährt von dort andere und neue Ansichten. Daher wird es notwendig, ohne daß vielleicht neues Material hinzugekommen wäre, die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit einmal umzuschreiben[3].

Von der Menge des uns Überlieferten her erwächst Goethe eine Einteilung in drei Epochen[4]. Es folgen sich die bedeutenden, die auffallenden und die historischen Zeiten. Im Hinblick auf die Überlieferung bilden sie eine steigende Reihe. Von der ersten Epoche haben wir gar keine Überlieferung. Wir nehmen nur wahr: es waren Menschen da und wirkten. Bloß durch ihre Wirkung verrät sich ihr Dasein. In gewisser Weise ist diese Epoche für uns verloren und doch hat sie eine so ungeheuer große Wichtigkeit. Sie gleicht der Zeit, die der Same unter der Erde zubringt. Plötzlich tritt die Pflanze an das Licht und gibt dadurch Kunde von wichtigen Lebensprozessen, die vor sich gingen. Gegen diese Art Zeiten sind wir oft ungerecht. Nur weil uns die Überlieferung mangelt. Höher als die Überlieferung sollten in diesem Falle die Wirkungen stehen.

---

[1] Spr. in Pr. (H. 19) 104.
[2] Spr. in Pr. (H. 19) 29.
[3] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 239.
[4] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 131/132.

Die eigentliche Überlieferung beginnt erst mit der zweiten Epoche. Die überkommenen Nachrichten sind oft dürftig. Das Wenige aber, was bekannt ist, zeichnet sich durch Besonderheit und Merkwürdigkeit aus. Deshalb ist diese Epoche eine auffallende Zeit. Ein Heldenzeitalter würden wir es nennen. Große Individuen treten auf, seltsame Begebenheiten ereignen sich. »Solche Epochen geben einen entschiedenen Eindruck; sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen«.

Die dritte Epoche ist die historische Zeit. Überlieferung ist sehr reichlich vorhanden. Nirgends herrscht Unklarheit oder zeigen sich Lücken. Alles ist klar, deutlich, bestimmt.

Die Art der Überlieferung ist eine wechselnde mit den verschiedenen Zeiten. Daß überhaupt an Überlieferung gedacht wird, ist ein Zeichen von Behagen und Freude an der Gegenwart. Von ihr soll den Nachfahren Kunde werden. Zuerst geschieht die Überlieferung mündlich und wächst auf diesem Wege märchenhaft an. Ist die Schrift erfunden, dann fixiert man die Überlieferung in Chroniken. Obgleich die Zeit der Phantasie- und Gefühlsherrschaft meist schon vorüber ist, behalten die Chroniken zunächst den poetischen Rhythmus bei. Das letzte, was entsteht, sind die ausführlichen Denkschriften und die Selbstbiographien[1].

Besonders reizvoll ist für den Geschichtsforscher der Punkt des Aufeinandertreffens von Sage und Geschichte. Allmählich verschlingen sie sich miteinander. Es ist der schönste Punkt in der ganzen Überlieferung. Er wird es durch die Aufgabe, die sich von ihm aus ergibt. Bekanntes, Gewordenes liegt vor. Wie vollzog sich der Prozeß des Werdens, der das Gewordene schuf?

Der Verlauf der Weltgeschichte in der historischen Zeit spielt sich ab im Wechsel zweier Epochen von großer Wichtigkeit[2]. Entweder folgen sie aufeinander oder sie bestehen zu

---

[1] W. A. I, 7; 48.
[2] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 133.

gleicher Zeit. Sie haben Geltung für das Individuum und für das ganze Volk. Die erste Epoche ist eine Epoche freier Ausbildung der einzelnen. Sie gewährt einen erfreulichen Anblick. Überall strebt man vorwärts. Dieses strebende Werden denkt nicht an kriegerische Taten. Man schätzt den Frieden. Behaglich nährt man sich. Die Künste und Wissenschaften blühen auf. Die Kräfte des Gemütes, der Vernunft sind am Werk. Überall ist es ein Wirken nach innen. Zufrieden lebt man in seiner Häuslichkeit. Doch die Zufriedenheit schwindet. Parteien bilden sich. Sie geraten in Kampf gegeneinander, und das Ende ist wilde Anarchie.

Einen ganz ähnlichen in sich geschlossenen kreisförmigen Verlauf bis zu einem höchsten Punkt der Steigerung hin zeigt auch die zweite Epoche. Hier ist kein freies Streben nebeneinander. Man glaubt sich fertig und will benutzen. Das Streben nach Genuß treibt zum Krieg. Fröhlich verzehrt man die Beute. Die Technik vervollkommnet sich. Das Wissen erreicht eine staunenswerte Höhe. Der allmächtige Herrscher ist der Verstand. Auch diese Epoche bietet Dauer und Genuß. Aber Verstandesherrschaft führt leicht zum Egoismus, zur Selbstsucht und zur Tyrannei. Diese Tyrannei braucht kein einzelner zu verkörpern. Auch Mengen üben sie aus.

So sind es zwei Kreise, die nebeneinander herlaufen, sich gegenseitig ein- und umschließen oder sich schneiden. Dabei steht die einzelne Stufe der einen Epoche immer im polaren Gegensatz zu der der anderen. Es kommt ein Schema heraus ähnlich den Wirkungen und Eigenschaften von Gelb und Blau in der Farbenlehre. Setzen wir die einzelnen Data doch einmal nebeneinander:

1. Epoche.	2. Epoche.
1. Werden.	1. Benutzen.
2. Frieden.	2. Kriege.
3. Nähren.	3. Verzehren.
4. Künste.	4. Technik.
5. Wissenschaften.	5. Wissen.

6. {Gemütlichkeit. Vernunft.	6. Verstand.
7. Wirkungen nach innen.	7. Wirkungen nach außen.
8. {Parteisucht. Anarchie.	8. {Selbstsucht. Tyrannei.

Die auseinander entspringenden Zeiten werden so recht deutlich und die Einordnung in das kreisförmig verlaufende Schema ergibt sich von selbst.

Der Träger der Weltgeschichte ist wie in der Geschichte der Wissenschaften das große Individuum. Auch die Weltgeschichte wird eine lange Kette bedeutender Menschen. Aus der dunklen Vergangenheit, aus helleren Zeiten, aus der Gegenwart treten uns »überall tüchtige und vortreffliche Menschen, tapfere, schöne, gute, in herrlicher Gestalt entgegen«[1]. Niemals verstummt der Lobgesang der Menschheit. Der Gottheit ist das Zuhören erfreulich. Und uns selbst durchströmt reines göttliches Glück, lauschen wir diesem Gesang. In dem Sinne ist »das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus, den sie erregt«[2]. Nur ist, um den Gesang vollkommen zu genießen, eins nötig: Hinlauschen mit reinem frischen Ohr. Jedem Vorurteil selbstsüchtiger Parteilichkeit muß man entsagen, mehr vielleicht als dem Menschen möglich ist.

Die Bildung und Wirkung der Menschen schwankt beständig. Die Bildung und Wirkung richtet sich nach Zeiten und Ländern, nach Einzelheiten und Massen. Die Wirkung von diesen Faktoren aus erfolgt in einem bestimmten, gesetzmäßigen Verhältnis. Aber wie viel Unberechenbares erfolgt bei der Einwirkung zugleich. Hier liegt das »Inkalkulable«, das »Inkommensurable« der Weltgeschichte[3]. Das Resultat einer ganzen Massenbewegung darzulegen geht noch an[4]. Aber persönliches Verdienst festzustellen ist eine äußerst mißliche Aufgabe. Das Gesetzmäßige und das Zufällige ver-

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 132.
[2] Spr. in Pr. (H. 19) 30.
[3] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 134.
[4] W. A. II, 4 (M. z. G. d. F.) 45 unten, 46 oben.

knüpfen sich. Wie soll man beides auseinanderhalten? Wie leicht ergeben sich dem betrachtenden Menschen Irrtümer! Wie leicht verwechselt er Gesetz und Zufall. Parteiische Historiker liefern dazu den besten Beleg. Sie bedienen sich dieser Unsicherheit, vielleicht ihnen selbst unbewußt, zu ihrem Vorteil[1].

Der tatsächliche Verlauf der Wissenschaftsgeschichte.

Jeder Mensch von einigem Nachdenken sieht sich einmal im Lauf seines Lebens vor die Notwendigkeit gestellt, sich mit der Welt um sich und vor sich abzufinden. Mit anderen Worten: jeder Mensch wird einmal auf kürzere oder längere Zeit zum Historiker. Die Probleme der Geschichte — wobei wir unter Geschichte nicht nur die politische Geschichte verstehen, sondern menschliches Geschehen jeder Art — drängen sich ihm unabweisbar auf. Diese Auseinandersetzung ist in verschiedener Weise möglich: theoretisch, praktisch oder im Verein von Theorie und Praxis. Die letzte Art findet sich be Goethe. Theoretisch in einzelnen Aussprüchen und längeren Darlegungen und praktisch in zusammenhängender Darstellung hat er sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen gesucht. Fragt man, was früher bei Goethe vorhanden gewesen, Theorie oder Praxis, so läßt sich nicht leugnen: Goethe trat mit bestimmten Vorstellungselementen an die Betrachtung der Geschichte heran. Es hatte sich ihm ergeben: die ganze Natur zum Menschen hin bildete eine steigende Reihe. Der Verlauf des Lebens innerhalb jedes Gliedes der Reihe war streng gesetzmäßig und erfolgte in ununterbrochenem Werden zu einem Gipfelpunkt hin und von ihm zurück. Der Mensch selbst wieder bildete geistig eine Natur für sich und war fähig, durch Konzentration aller Kräfte seinerseits einen Gipfel hervorzubringen im vollendeten Kunstwerk.

Diese Vorstellung des organischen Verlaufes übertrug Goethe auf geschichtliche Vorgänge. Zunächst faßte er die

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 134.

Kunstgeschichte als ein organisches Ganze auf. Sie hatte einen unmerklichen Anfang, einen langsamen Fortgang, eine kurze Zeit der Blüte und einen allmählichen Niedergang. Die Träger dieses organischen kreisförmigen Verlaufes waren die einzelnen Künstler. Weniger rein fand sich der Kreisverlauf in der Geschichte der Wissenschaft wieder. Aber vorhanden war er nach Goethes Meinung auch dort, und theoretisch hatte er die verschiedenen Epochen darzustellen versucht. Wo und wie finden sich diese Epochen aber in der geschichtlichen Wirklichkeit? Für die Beantwortung dieser Frage ergibt sich reiches Material aus der Geschichte der Farbenlehre. Denn gleich hier bleibt sich Goethe seiner Forderung treu: eine Geschichte der Farbenlehre sei nur möglich auf dem Hintergrund einer allgemeinen Geschichte der Naturwissenschaften in Verbindung mit der Philosophie. Immer behält er das Ganze im Auge und ermöglicht uns so eine Darstellung des allgemeinen Verlaufes im einzelnen.

Von der Geschichte der Urzeit geht Goethe aus[1]. Welche Verschiebung des Standpunktes, welche so ganz andere große weite Weltanschauung spricht er auf den wenigen Seiten aus etwa gegenüber einem Iselin! Und doch liegt noch nicht ein halbes Jahrhundert zwischen dem Werk Iselins und Goethes Farbenlehre (1764—1808). Dort die Wilden rohe Barbaren, ohne Verstand, sinnlos. Auch nicht das geringste Bemühen, hineinzuschauen in ihre Vorstellungswelt und daraus ihre Handlungen begreifen zu wollen. Von oben herunter tut man sie ab. Wie anders Goethe. Er sucht zu begreifen, er legt ruhig dar.

Die Urzeit ist zu messen an den Zuständen heutiger wilder Völker. Wie hier, ging es auch dort zu. Nur starken Sinnenreizen ist man zugänglich. Sie faßt man lebhaft auf. Dabei beruhigt man sich aber, zum Nachdenken über die Erscheinungen, zu einer Theorie erhebt man sich nicht. Die Zierde ist in diesem Zustand des Menschen erstes und einziges

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) XIX—XXIV.

Bedürfnis. Er stellt sie über das Notwendige. Die Sitten sind bei solchen Völkern stationär. Deswegen hat auch die Überlieferung bei ihnen so große Macht, und die Macht der Überlieferung kommt jeder Art Technik zugute. Die Technik wird mit Religion behandelt. Die Zeit spielt keine Rolle. Mit einer Art von Naturlangsamkeit geht man zu Werke. Ziele und Zwecke hat man bei der Herstellung eines Werkes nicht im Auge, man stellt es her um sein selbst willen. So erhält man Fabrikate von allerhöchstem Werte. Mit diesen Fabrikaten zu konkurrieren, vermögen erst wieder Völker, bei denen die Technik auf der höchsten Stufe steht, wo die Maschinen die feinsten Gegenstände herzustellen gestatten. Da ist vielleicht sogar ein Übertreffen der Naturvölker möglich. Zwischen dieser niedersten und höchsten Stufe aber reicht kein Werk, bezüglich seiner Ausbildung, an die Werke niederer Völker heran. Da bleibt alles Pfuscherei.

Die Theorie beginnt erst mit den Griechen, und ihnen wendet sich nun Goethe im Fortgang seiner Wissenschaftsgeschichte zu. Hier durchläuft sie ihren ersten Kreis. Freilich ist er, wie wir sahen, nicht so streng geschlossen wie bei der Kunstgeschichte. Hier schließt er sich in sich selbst ab. Manchmal greift er als Glied in die wissenschaftlichen Bemühungen ein, und tut das Wissen nicht Genüge, so befriedigt er durch die Tat.

Der Kreis der Wissenschaftsgeschichte umfaßt aber nicht nur die Griechen. Goethe rechnet ohne weiteres, wenn auch als Abfall von der Höhe, die Römer mit hinzu. Die Antike ist ihm eine große in sich zusammenhängende Epoche, die an sich selbst zugrunde ging, wie ein Baum, der aus sich heraus stirbt. In den späteren Jahrhunderten ist die Betrachtung der Wissenschaftsgeschichte durchaus universal. Goethe verkennt nicht die Unterschiede der Nationen. Um das Individuum, die Möglichkeit, den Gang und die Art seiner Studien zu begreifen, zieht er stets die Nation mit all ihren geschichtlichen Bedingungen heran. Über der Nation aber steht ihm ein weiterer Begriff: die Menschheit. Goethe betrachtet die Geschichte der

Wissenschaft als die Geschichte der universalen Bemühungen der Menschheit, mit der sich ihnen aufdrängenden Wirklichkeit fertig zu werden, und sieht hier den Kreisverlauf.

Die Weltauffassung der Griechen ist zuerst poetisch[1]. Von der Poesie her wenden sie sich zur Betrachtung der Natur, und da verleugnen sich die poetischen Elemente zunächst keineswegs. Als Empiriker stehen sie der Welt gegenüber. »Sie schauten die Gegenstände tüchtig und lebendig und fühlten sich gedrungen, die Gegenwart lebendig auszusprechen.« Darauf regt sich der Forschergeist, die Reflexion. Die Phänomene sollen für den Verstand erklärbar und faßbar gemacht werden. Von den Pythagoreern an führt über Demokrit zu Epikur und Lukrez eine ansteigende Linie. `Die Pythagoreer haben »ein sinnlich gutes, aber doch nur gemeines Gewahrwerden«. Die Sinnlichkeit ist erhöht und geschärft bei Demokrit. Bei Epikur überwiegt schon stark die Didaktik. Und was er didaktisch überliefert hat, wird weiterhin bis zu Lukrez zum Dogma. Intolerant lehnt man alle anderen Meinungen ab.

Reine Verstandesherrschaft führt aber, wie Goethe an anderer Stelle bemerkt, zur Anarchie, zum Skeptizismus. So auch hier. Man achtet nur auf die zufälligen Bezüge der Dinge zueinander. Sie sind ungewiß. Die Pyrrhonier verzweifeln darum an jeder Erkenntnis. Die Unsicherheit der Sinne sah schon Demokrit ein. Auch daß eine Kontrollinstanz nötig sei. Daß diese Kontrollinstanz aber nur liegen kann in einem ideellen Sinn, der als Ganzes hinter den einzelnen Sinnen steht, das entging ihm. Eine Erklärung aus dem Ideellen heraus wagt erst Empedokles, versucht erst Zeno, und auf diesem richtigen Wege fortschreitend erreicht die antike Philosophie und Wissenschaft in Plato und Aristoteles ihren Höhepunkt.

Wie man bemerkt, ist die zeitliche Folge keineswegs gewahrt. Lukrez, der Vertreter strenger Dogmatik, dem Schema nach also ein Vorläufer methodischer Betrachtung, lebte lange nach Plato und Aristoteles. Dieses zeitliche Durcheinander ist

---

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 108—120.

es wohl, das Goethe zur Klage vermochte über die weniger strenge Geschlossenheit des Kreisverlaufes in der Geschichte der Wissenschaft.

Aber eine schöne Erscheinung, ein schnell vorüberhuschendes, verlockendes Traumgebilde ist die griechische Weltbetrachtung so gut wie die griechische Kunst. Bei den Römern schon welches Herabsinken! Gegen die Griechen sind es ungebildete Menschen, und diese Unbildung zeigt sich an allen Orten und bei jeder Gelegenheit. Nichts charakterisiert vielleicht besser den Wandel in der Weltanschauung und in den Bildungsidealen des 18. Jahrhunderts als diese andere Art, die Römer einzuschätzen. Als unerreichbares Vorbild galten sie dem Rationalismus, wie hoch standen sie einem Montesquieu, einem Friedrich den Großen, einem Schlözer. Ja, wie weiß Herder noch anerkennende Worte für sie zu finden. Für Goethe bedeuten die Römer einen ungeheuren Abfall, die Vorstufe zu der Barbarei des Mittelalters [1]. Aus engen staatlichen Zuständen kommen die Römer empor. Die aus den engen Verhältnissen erwachsenen Eigenschaften haften ihnen durch ihre ganze Geschichte an. Borniert ist sogar ihr so viel gepriesener Freiheitssinn. Für das, was Regieren heißt, fehlte ihnen immer das Verständnis. Zeugnis dafür ist die »abgeschmackteste Tat, die jemals begangen worden«, die Ermordung Cäsars. Ihre Unbildung, das Parvenuhafte ihres ganzen Gebahrens verrät sich am deutlichsten in all ihren Absonderlichkeiten, in der Freude am Ungeheuerlichen.

Fragt man nach den Vorzügen der Alten und ihrer Beschränkung, so ergibt sich: der Vorzug der Alten war das Ausgehen von der Wirklichkeit, vom unmittelbaren Leben um sie her. Dem Handeln galt all ihr Interesse. Aber ein wichtiges Moment fehlte ihnen und hinderte ihr Vorschreiten. Sie kannten nicht den Versuch. Anscheinend fehlte ihnen jeder Sinn dazu. Nur durch den Versuch wird man aber der Natur Herr. Da treibt man sie in die Enge und zwingt sie, Antwort zu geben

---

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 124—129.

auf gestellte Fragen. Durch Versuche erst gelangt man zum Begriff. Durch Versuche erst werden die sich in den Naturgebilden verbergenden Ideen offenbar. Außerdem bringen es die Alten niemals zum Gedanken der Polarität. Selbst Aristoteles kommt über ein Spiel mit Gegensätzen nicht hinaus[1].

Mit den Römern geht die vorhandene Welt völlig unter. Über ein Jahrtausend schwankt die Menschheit in der Irre und findet keinen Ausweg.

Dieses Jahrtausend, das sich zwischen die Antike und den Neubeginn wissenschaftlichen Lebens einschiebt, ist ein Jahrtausend der Autorität. Drei Hauptmassen sind es namentlich, denen diese Autorität gilt: die Bibel, Plato und Aristoteles[2]. Diese drei sind von der größten Wirkung und Bedeutung. Die Bibel faßt Goethe bald in Hamannischer Bedeutung auf. Die jüdische Geschichte wird ihm ein Symbol aller übrigen. Ihr Anfang verknüpft sich mit dem Weltentstehen, ihr Ende weist hin auf den Weltuntergang. Über ein Volksbuch hinaus wird die Bibel das Buch der Bücher. Ihre Rolle ist noch nicht ausgespielt. Noch hat das Volk, dessen Chronik sie ist, auf Weltbegebenheiten großen Einfluß. Leicht läßt sich die Bibel ergänzen: ein Auszug aus Josephus bis zur Zerstörung Jerusalems, nach der Apostelgeschichte ein kurzer kirchengeschichtlicher Abriß, wie sich die christliche Lehre ausbreitete und die Juden sich zerstreuten durch alle Welt, vor der Apokalypse eine Zusammenfassung der reinen Lehre Christi, und ein Buch, das allgemein zu sein verdiente, ja die allgemeine Bibliothek der Völker darstellte, wäre fertig. Viel mehr als Tschudis schweizerische oder Aventins bayrische Chronik, die zur Erziehung eines Menschen genügen, wäre sie geeignet als Fundament und Werkzeug der Erziehung. Mit der Bibel teilen sich in den Einfluß Plato und Aristoteles. Dem einen oder dem andern gilt die Verehrung der Menschen. Deutlich wird das besonders bei dem Erklären der heiligen

---

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 117—119 u. 204.
[2] Zum folgenden. W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 138—145.

Schrift. Sie geschieht unter dem Einfluß Platos oder dem des Aristoteles. Aber auf alles wissenschaftlich Überlieferte dehnt sich diese Betrachtungsweise aus. Deutlich lassen sich zwei Parteien sondern: Afrikaner, die mehr zur platonischen Behandlungsart neigen, und Asiaten, hier vornehmlich Araber, denen Aristoteles ein Führer ist. Wie die Völker teilen sich die Jahrhunderte in die Wertschätzung beider. Erst in den neueren Jahrhunderten setzte sich der Einfluß beider in das Gleichgewicht.

Der Wiederbeginn des neuen Kreisverlaufes beginnt für Goethe erst mit der Wiederbelebung des klassischen Altertums. Aus abergläubischer Autoritätsverehrung ringt man sich langsam los. Die Kritik erwacht, sie macht Fortschritte, und der Verlauf der neueren Wissenschaftsgeschichte stellt für Goethe ein Freierwerden des Individuums dar. Aus mittelalterlicher Gebundenheit ringt es sich stufenweise empor. Immer mehr stellt sich das Individuum auf sich selbst und verläßt sich auf seine eigene Kraft. Goethe sieht in seiner Zeit und Umgebung den Individualisierungsprozeß auf das Höchste gesteigert, und eines weiteren Fortschritts hält er ihn für unfähig. Aus diesem Chaos, wo jeder aus sich eine ganze Welt erzeugen will, muß vielmehr, so meint er, wieder ein gegenseitiges Annähern, ein gemeinschaftliches Streben und Wirken entspringen.

Goethe ist, soweit ich sehe, der erste, der die neuere Geschichte auffaßt als ein allmähliches Freierwerden des Individuums, als ein Loslösen vom Banne der Autorität. Er als der erste erkennt es vorurteilsfrei als Ergebnis der Renaissance an: sie entdeckte den Menschen als auf sich selbst gestellte, auf sich selbst angewiesene Persönlichkeit. Jakob Burkhard wurzelt mit seiner Auffassung der Renaissance völlig in Goethe. Jakob Burkhard verlegt den Beginn des Prozesses nur in frühere Zeit und zeigt ihn auf mehr Gebieten.

Goethe teilt den Fortlauf der Geschichte nach Jahrhunderten ab. Er ist sich bewußt, daß die Begebenheiten von einem Jahrhundert in das andere reichen, daß nirgends ein reiner Abschluß vorliegt. Aber eine gewisse Wirkung sei in jedem

Jahrhundert wahrzunehmen, und darum ist ihm die Abteilung nach Jahrhunderten die bequemste[1].

Aus den abergläubischen Zeiten des Mittelalters ringt sich die Wissenschaft langsam empor. Noch mangelt jede Kritik. Echtes und Unechtes vermag man nicht zu scheiden. Man findet seine Freude an der Geheimniskrämerei, am Versteckspiel mit nur halb eingesehenen Wahrheiten[2]. Eine unerklärliche Ausnahme im Dunkel des Mittelalters ist Roger Bacon[3]. Wie ein Meteor in der dunkeln Nacht erscheint er plötzlich, Licht spendend, doch bald umfängt wieder alles die alte Dunkelheit. Allmählich erst mit der Zunahme der Menschen, die sich mit den Resten des Altertums befassen, entsteht der kritische Geist. Von der Buchstaben-, von der Wortkritik antiker Schriftsteller geht man aus, von da aus greift die Kritik immer weiter um sich. Mit eine der wesentlichsten Wissenschaften, die ein verändertes Weltbild der Antike gegenüber zustande bringen, ist die Chemie[4]. Eine wirkliche Welt wird zerstört, eine neue aufgebaut. Freilich geschieht das noch von Paracelsus und den Alchemisten auf eine poetische Weise[5]. Aber es nötigt doch zu Betrachtungen über die wahrscheinlichen Anfänge der Dinge. Das Denken erfährt neuen Anstoß. Die Vorstellungsarten werden neu und höher.

Das 16. Jahrhundert wird nun in seinem weiteren Verlauf recht eigentlich das Jahrhundert freier Entwicklung des Individuums[6]. Leise regt sich der Konflikt zwischen Autorität und Selbsttätigkeit im Anfang. Noch wird das Altertum als Zeuge beschworen. Entweder trägt man die Lehren der Alten unmittelbar vor, oder man stützt wenigstens seine eigene Lehre gern mit von den Alten entlehnten Gründen. Aber immer mehr Menschen stehen auf, die sich auf ihre eigenen Kräfte ver-

---

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 170.
[2] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 167.
[3] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 149—163.
[4] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 205.
[5] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 208 (2. Abs. z. Schlufs).
[6] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 212—214.

lassen. Die Erfahrung auf allen Gebieten nimmt zu. Auf dem Gebiet der Wissenschaft wehrt man sich natürlich gegen das Neue. Dadurch entstehen die vielen Streitigkeiten. Auch enthält jede Erweiterung der Erfahrung eine polare Einschränkung. Die Welt scheint sich unmäßig in die Länge ausdehnen zu wollen, da erkennt man ihre Kugelgestalt. Die Magnetnadel zeigt nach bestimmter Richtung, zugleich aber findet sich die Neigung zur Erde. Ähnliche polare Wirkungen und Gegenwirkungen zeigen sich auf dem Gebiet des Sittlichen. Die Erfindung des Schießpulvers vertreibt die persönliche Tapferkeit aus der Welt. Das alte Vertrauen auf seine Faust und Gott wird ein blindes Ergeben in das Schicksal. Die Buchdruckerkunst wird eine Förderin allgemeiner Kultur; sofort aber macht sie die Zensur nötig. Die größte Wirkung aber geht aus von der Kopernikanischen Lehre. »Vielleicht ist noch nie eine größere Forderung an die Menschheit geschehen: denn was ging nicht alles durch diese Anerkennung in Dunst und Rauch auf: ein zweites Paradies, eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, das Zeugnis der Sinne, die Überzeugung eines poetisch-religiösen Glaubens.« Sie wird der Anlaß »zu einer bisher unbekannten, ja ungeahnten Denkfreiheit und Großheit der Gesinnungen«[1].

Durch all diese erweiterte Erfahrung verstärkt sich die Abneigung gegen Autorität jeder Art immer mehr. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ringen die Individuen nach immer größerer Freiheit. Cardanus, Cellini, Montaigne sind dafür Beispiele[2]. Die Menschen werden sich selbst wichtig. Sie bekommen Interesse an ihrer Person. Selbstgefällig erzählen sie von ihren Fehlern, von all ihren individuellen Besonderheiten. Sie sind stark genug, sich auf sich selbst zu stellen. Bisher vertraute man seine Fehler ängstlich dem Priester im Beichtstuhl. Jetzt tritt man kühn vor die Welt und legt offen seine Fehler dar. Goethe regt einen Vergleich der

---

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 214.
[2] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 218/219.

Konfessionen aller Zeiten an. Aus ihm erhofft er »schöne Resultate«[1] für diesen Prozeß der Freierwerdung des Individuums. Die Selbstbiographien von Cardan, Cellini, Montaigne scheinen ihm auf den Protestantismus hinzuweisen. Diese freiere Art, dieses Bewußtwerden der Persönlichkeit spricht sich sofort auch in der Behandlung der Wissenschaft aus. Cardanus bezieht alles auf sich, seine Persönlichkeit, seinen Lebensgang. »Es ist nicht der Doktor im langen Kleide, der uns vom Katheder herab belehrt; es ist der Mensch, der umherwandelt, aufmerkt, erstaunt, von Freude und Schmerz ergriffen wird und uns davon eine leidenschaftliche Mitteilung aufdringt«[2]. Das empirische Bemühen und die Herrschaft des Verstandes erreicht den Höhepunkt in Baco von Verulam. Er wendet sich gegen jede Autorität. Wird früher in der Religion protestiert, so protestiert Baco jetzt in der Wissenschaft. Er wagt es, »mit dem Schwamm über alles hinwegzufahren, was bisher auf die Tafel der Menschheit verzeichnet worden war«[3]. Wirksam wird dieser revolutionäre Sinn, obgleich er sich im ausgehenden 16. Jahrhundert entwickelt, erst im 17. Jahrhundert. Doch hält sich sonst das 17. Jahrhundert nicht auf der Höhe des vorangegangenen. Es ist ein Jahrhundert der Pedanterie. Die Eigenschaften der Natur werden bekannter, die Technik nimmt zu. Endlose Spielereien und Künsteleien finden sich, die immer gleichen Wiederholungen desselben Gesetzes. Wissen und Tun wird zuletzt geistlos[4]. Die Verständigkeit erlebt noch eine Steigerung, wird Selbstklugheit, Dogmatismus im 18. Jahrhundert[5]. Alles beurteilt man nach sich. Mit diesem Maßstab ist man schnell bei der Hand. Den vorangegangenen Jahrhunderten, besonders den weniger ausgebildeten, geschieht so manches Unrecht. Es entwickelt sich eine dünkelhafte Selbstgenügsamkeit. Goethe selbst hat sich vielfach bemüht, dunkleren

---

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 219.
[2] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 220.
[3] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 242.
[4] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 287.
[5] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 239—241.

und als abergläubisch verschrienen Zeiten gerecht zu werden. Eine wirkliche Besserung erhofft er aber erst von dem 19. Jahrhundert. Freilich könnte es sich auch in den entgegengesetzten Fehler verlieren. Zu mancherlei Bedenklichkeiten gibt ja die Zeit Anlaß.. Sie leidet statt am Aberglauben am Unglauben. »Eine edle Tat wird dem Eigennutz, eine heroische Handlung der Eitelkeit, das unleugbare poetische Produkt einem fieberhaften Zustande zugeschrieben; ja, was noch wunderlicher ist, das Allervorzüglichste, was hervortritt, das Allermerkwürdigste, was begegnet, wird so lange, als nur möglich ist, verneint[1].« Auch hat die Sucht, sich auf sich selbst zu stellen, nach Goethe ihre Höhe erreicht. Er sieht um sich eine Welt voll Vereinzelungen. Jedes Individuum wirft sich in das Unendliche, will eine Welt rein aus sich erzeugen. Aus diesem Prozeß aber ergibt sich für Goethe zugleich die Hoffnung auf eine große ideelle Zeit. Diese gleichzeitige Art der Individuen, dies gleichmäßige Bestreben nach Isoliertheit führt schließlich wieder zusammen. Denn an der Geschichte und Natur um sich und vor sich kommt keiner vorbei. Jedes, selbst das eigenwilligste Individuum, ist auf Mit- und Vorwelt angewiesen. Ihnen sich zu entziehen ist unmöglich. Indem dieser Prozeß der Aneignung und Auseinandersetzung mit dem Überlieferten schnell und gleichzeitig geschieht, entsteht eine Übereinstimmung. Aus dem Zustand der Anarchie wird ein Zustand methodischer Betrachtung. Er ähnelt dem Stil in der Kunst. Zur Heraufführung dieses Zeitalters sind die Deutschen berufen. Ihnen gebührt früher oder später die erste Stelle in Wissenschaft und Kunst[2].

Goethe hat recht behalten, dieser Zustand ist eingetreten. Er selbst war der Führer zur Höhe hinauf. Überblicken wir das 19. Jahrhundert in seinem Gesamtverlauf, so ist es ein Jahrhundert der Herrschaft deutscher Wissenschaft in Europa, ja in der Welt.

---

[1] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 164.

[2] W. A. II, 3 (M. z. G. d. F.) 122 (2. Absatz) 123.

Man beachte auch die Zeit, in der Goethe das schrieb. Es war das Jahr 1808: Deutschland in der Macht Napoleons. Preußen ohnmächtig am Boden. Die Besten in Verzweiflung über die Zukunft des deutschen Volkes. Und da erhob Goethe seine Stimme und wies aus dem Jammer der Gegenwart hin in eine Zeit, wo die Kraft des deutschen Geistes nicht nur den Sieger sich untertänig machen, sondern erobernd einen Siegeszug antreten werde durch die Welt.



Lebenslauf.

Am 15. Dezember 1878 bin ich zu Bonn als der Sohn des Malers Joh. Glückert geboren. Ich bin evangelischer Konfession. Nacheinander besuchte ich die Volksschulen zu Bonn, Gotha, Hannover und wiederum Gotha. 1893—1897 erlernte ich in der Herrnhuter Kolonie Gnadau bei Magdeburg die Buchdruckerei. 1897 trat ich in das Lehrerseminar der Brüdergemeine zu Niesky ein und bestand dort Ostern 1900 meine Lehrerprüfung vor dem königlichen Kommissar. Ein Jahr war ich als Ordinarius der Sexta an der Realschule in Gnadenfrei tätig. Ostern 1901 nahm man mich in die Prima des Realgymnasiums zu Gotha auf. Nach zwei Jahren verließ ich diese Anstalt mit dem Zeugnis der Reife. Ich studierte 3 Semester in Leipzig, darauf 2 in Berlin und weile jetzt im 2. Semester wieder in Leipzig.

In dankbarem Gedenken an Dr. Theod. Menke und seine Tochter Frau Ch. Reiß geb. Menke, die mir mein Studium ermöglicht haben, habe ich mich entschlossen, künftig den Doppelnamen E. Menke-Glückert zu führen, und durch Beschluß des Senats der freien Hansestadt Bremen vom 4. September 1906 ist mir das Recht zum ferneren ausschließlichen Gebrauch dieses Namens erteilt worden.



